Ausgabe B
mit Königsberger Neue Zeitung

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 8 | August 1959 | Einzelpreis 0,50 DM / 10. Jahrgang

Wald wächst über die Felder

Polnischer Bericht über das sogenannte „Unland" im Kreise Sensburg

Die Vierteljahresschrift „Czasopismo geograficzne" befaßte sich an Hand von Untersuchungsergebnissen des Geographischen Instituts der Polnischen Akademie der Wissenschaften mit der Entwicklung des Brach- und sogenannten Unlands im Kreise Sensburg (Ostpr.). Nach einer Darstellung des Verlaufs der Aktion zur „Liquidierung des Brachlands" in den Jahren bis 1956 heißt es in dem Aufsatz:

Die Gemeinden des Kreises Sensburg sind in drei Gruppen einzuteilen:

1. In Gemeinden mit einer geringen — etwa bis 100 ha betragenden — Brachlandfläche. Hierzu gehören die Gemeinden Sensburg-Dorf mit 97 ha, Weißenburg mit 63 ha, Julienhöfen mit 100 ha, Nikolaiken mit 8 ha, Selbongen mit 84 ha, Peitschendorf mit 40 ha; Sensburg-Stadt mit 50 ha, Warpuhnen mit 9 ha und Ribben mit 91 ha.

2. In Gemeinden mit 100—400 ha Brachflächen. Hierzu gehören die Gemeinden Muntau mit 285 ha, Hoverbeck mit 150 ha, Brödienen mit 338 ha und Ukta mit 251 ha.

3. In Gemeinden mit Brachlandflächen von jeweils 400 bis 1000 ha. Hierzu gehören die folgenden Gemeinden: Seehesten mit 845 ha Brachland, Sorquitten mit 889 ha, Königshöhe mit 939 ha, Rechenberg mit 451 ha, Grabenhof mit 996 ha, Erlenau mit 517 ha, Alt-Kelbunken mit 483 ha und Aweyden mit 494 ha Brachland.

Aus dem Zusammenhang wie aus der Präsensform der Darstellung geht hervor, daß diese Brachlandflächen im Jahre 1957 und zu erheblichen Teilen noch 1958 verzeichnet wurden.

Wörtlich heißt es weiterhin: „Diese Gebiete (Brachflächen) sind in vielen Fällen mit selbstverbreitetem Wald im Alter von 10 bis 12 Jahren bewachsen, was große Schwierigkeiten beim Einpflügen und bei der Bestellung als Ackerfläche oder als Weidefläche bereitet, so daß es als am einfachsten erscheint, sie der Forstverwaltung zu übergeben. Man sollte jedoch bedenken, daß die Forstverwaltung bei der richtigen Bewirtschaftung auf große Schwierigkeiten stößt; denn eine zusätzliche Aufforstung ist hier mühselig und erfordert große Arbeitsintensität. Im ganzen hat es den Anschein, daß rund 50 v. H. dieses Brachlandtyps im Rahmen der Agrarwirtschaft und der Rest, also der von Selbstaussaaten (des Waldes) bedeckte Teil, im Rahmen der Forstwirtschaft bewirtschaftet werden sollte."

Außer diesem Brachland gibt es im Kreise Sensburg noch sogenanntes „unbestelltes Land", wobei es sich — dem polnischen Bericht zufolge — vornehmlich um solche Flächen handelt, die in Verfolg der von polnischen Zuwanderern eingeführten Dreifelderwirtschaft jeweils ein Jahr (oder auch länger) brachliegen gelassen werden; aber auch die Abwanderung der Landbevölkerung macht sich zunehmend bemerkbar. 1954 betrugen die unbestellt liegengelassenen Flächen 600 ha, um bis 1956 auf 1414 ha anzusteigen. Hier handelt es sich also um kleinere Flächen, die über das ganze Kreisgebiet verstreut sind. Immerhin wiesen z. B. die Gemeinde Sorquitten 190 ha, die Gemeinde Weißenburg 298 ha unbestellten Landes auf.

Eine weitaus größere Fläche wird als „Unland" bezeichnet. Im Jahre 1955 wurden im Kreise Sensburg 4932 ha solches „Unland" statistisch erfaßt, im Jahre 1956 stieg der Umfang dieses „Unlandes" auf 6507 ha. Nur in einigen Fällen — u. a. in Sensburg Stadt und Brödienen — handelt es sich um zusammenhängende Flächen, sonst sind es angebliche Sand- und Kiesflächen, sowie „Flächen mit unnützer Vegetation", vermoorte Gebiete, ehemalige Weiden, in denen die Meliorationseinrichtungen zerstört wurden, usw.

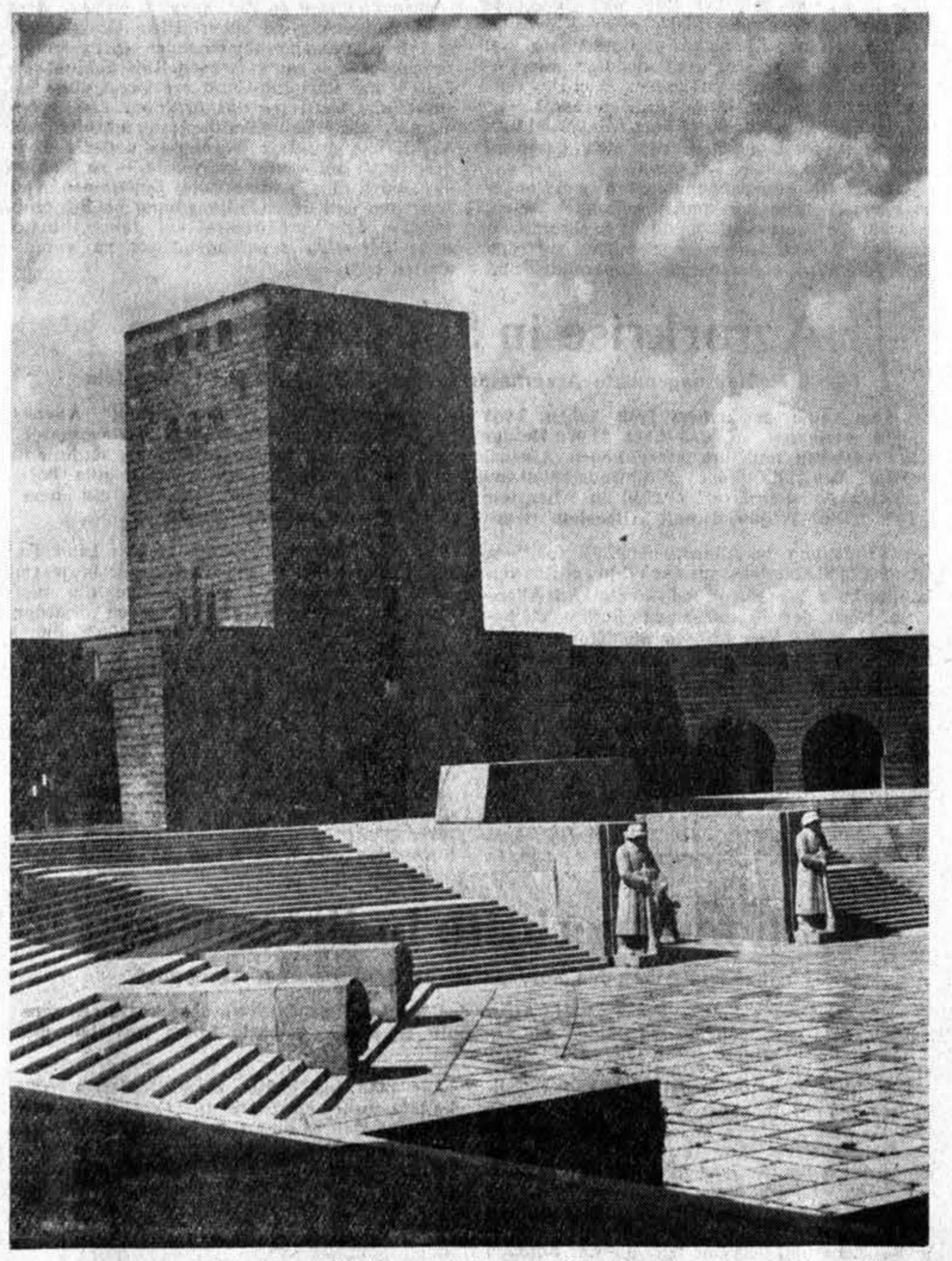
Abschließend heißt es in dem Artikel der polnischen Zeitschrift:

1. Die Periode der Bewirtschaftung von Brachflächen in diesem Gebiet wurde noch nicht abgeschlossen. Zur Bewirtschaftung eignen sich gegenwärtig (1958) rund 50 v. H. aller Brachflächen, also insgesamt 3000 Hektar; der Rest sollte wegen der schon recht weit fortgeschrittenen Selbstaussaat des Waldes in die Waldgebiete eingegliedert werden.

2. Alle Wiesen mit zerstörten Meliorationseinrichtungen sollten in Bewirtschaftung genommen werden, um damit eine bessere Lage in der Versorgung mit Futtermitteln herbeizuführen.

3. Man sollte einen erfolgversprechenden Kampf gegen die Abwanderung der Bevölkerung vom Dorfe in die Stadt und gegen das Verlassen der bereits bewirtschafteten landwirtschaftlichen Betriebe führen. Zum Zwecke der Verminderung des Fehlbetrags an ländlichen Arbeitskräften sollte seitens des Kreises Sensburg eine Aktion zur Gewinnung von Umsiedlern aus den zentralen und südlichen Wojewodschaften durchgeführt werden.

Was den ersten Punkt anlange, so sei dieser im Jahre 1957 auf breiter Basis bewältigt worden, so daß 1958 nur solche Brachflächen übriggeblieben seien, welche infolge der Selbstausbreitung des Waldes besonders schwer wieder in Bewirtschaftung zu nehmen seien. Was die beiden anderen Punkte anlange, so handele es sich um Forderungen, die weiterhin aktuell seien und eine „brennende Frage" beträfen, die notwendigerweise gelöst werden müsse.



Unvergeßliche Heimat! *Unser Bild zeigt einen der wuchtigen Türme des Tannenberg-Ehrenmals, der letzten Ruhestätte Hindenburgs, des „Retters Ostpreußens", der hier vor 25 Jahren beigesetzt wurde.* *Lesen Sie hierzu unseren Aufsatz auf Seite 9.* Foto: Löhrich

Grabungen bei Tannenberg

Das historische Schlachtfeld von Tannenberg, auf dem die Litauer und Polen die deutschen Ordensritter 1410 besiegten, wird in ausgedehnten polnischen Ausgrabungen erforscht. Zwischen Grünfelde und Tannenberg wurden bisher die Reste einer Kapelle, Spuren eines polnischen Lagers, zweier Ordensburgen, menschliche Skelette und verschiedene Gegenstände wie ein Helm und ein Messer gefunden. Die Grabungen sollen fortgesetzt und auch die Seen und Sümpfe der Umgebung untersucht werden. Dabei werden nach Mitteilung der polnischen Nachrichtenagentur PAP auch Froschmänner und Pioniere eingesetzt.

Neues Verzeichnis der „Notstandsgebiete"

Die Warschauer Regierung hat die polnischen Stadt-, Kreis- und „Wojewodschafts-Nationalräte" angewiesen, innerhalb kurzer Zeit ein neues Verzeichnis sämtlicher in ihren Amtsbereichen existierenden sogenannten „Notstands-Gebiete" zu erstellen und der Warschauer Regierung einzureichen. Die volkspolnische Regierung hatte bereits im Vorjahr den örtlichen polnischen Behörden in den Oder-Neiße-Gebieten die Genehmigung erteilt, „besonders rückständige Landesteile" zu sogenannten „Notstandsgebieten" zu erklären. In der Anweisung der Warschauer Regierung an die „Nationalräte" in den Oder-Neiße-Gebieten wird nun darüber Klage geführt, daß nach den in Warschau eingereichten Meldungen rund 80 Prozent des Territoriums der „polnischen Westgebiete" als „Notstandsgebiete" bezeichnet wurden, was „offensichtlich übertrieben" und „unglaubwürdig" sei. Daher solle jetzt unter Beachtung „strengster Maßstäbe" eine neue Aufstellung der „Notstandsgebiete" innerhalb der „westlichen Wojewodschaften" angefertigt werden. In Zweifelsfällen hätten sich die „Nationalräte" untereinander darüber zu einigen, welche Dörfer, Kleinstädte usw. zu „Notstandsgebieten" erklärt werden sollen. Außerdem dürften zunächst nur industrielle Betriebe, Landwirtschaften und „geringe Teile eines Dorfes oder einer Kleinstadt" zu „Notstandsgebieten" erklärt werden. Es gehe nicht an, heißt es in der Anweisung der Warschauer Regierung, daß ganze Dörfer schon deshalb als „Notstandgebiet" geführt würden, weil die Versorgung der Bevölkerung und die Lieferung von Maschinen und anderen Gütern mangelhaft sei. „Vorläufig aufgegebene landwirtschaftliche Betriebe" stellten ebenfalls kein „Notstandsgebiet" dar, solange die Aussicht bestehe, daß der Betrieb wieder in Gang gebracht werden könne.

Große Zukunftspläne Traurige Wirklichkeit

Weite Kreise der Bevölkerung in Ostpreußen kritisieren die kaum mehr zu überbietende Planungssucht aller möglichen Parteistellen und Verwaltungsbehörden. Westliche Besucher Ostpreußens berichten, daß die Planungs-Abteilungen und -Beauftragten der Stadt- und Gemeindeverwaltungen dort die größte Aktivität entfalten, wo bisher am wenigsten getan worden sei und wo man auch gegenwärtig noch kaum Anzeichen eines wie immer gearteten Aufbaues spüre.

Besonders auffallend sind in zahlreichen kleineren Orten des masurischen Seengebietes die plakatierten Planversprechungen, die zu Beginn der diesjährigen Sommersaison an den verschiedensten Plätzen und Amtsgebäuden offenkundig deshalb ausgehängt wurden, um die auswärtigen Besucher und Touristen über die Unzulänglichkeiten hinwegzutrösten, die ihnen auf Schritt und Tritt begegnen. An den Ortseingängen von Lötzen zum Beispiel findet man Tafeln, die das künftige Lötzen als „ein Mekka der Touristen" preisen und zahlreiche Aufbauvorhaben schildern, die mit einem Kostenaufwand von mehr als 12 Millionen Zloty in den Jahren 1960—1965 erstellt werden sollen. Vorerst sucht man in und um Lötzen vergeblich nach Unterkunftsmöglichkeiten oder Gaststätten, die man ohne Hemmungen betreten könnte.

Geringer Treckerbestand in Ostpreußen

Einem Bericht von „Glos Olszynski" zufolge entfallen im südlichen Ostpreußen nur 0,22 Trecker auf 100 ha Ackerland. Demgegenüber hat sich die Zahl der Pferde im Jahre 1958 im südlichen Ostpreußen um 7 000 erhöht, so daß hier nun 14 Pferde auf je 100 ha landwirtschaftliche Nutzfläche entfallen (gegenüber z.B. 7,6 in der Bundesrepublik). Der Hauptgrund für den Rückgang der Mechanisierung auf dem Lande ist nach dem polnischen Bericht darin zu suchen, daß die landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften aufgelöst worden sind. Doch heißt es weiterhin: „Außerdem hat unsere Landmaschinenindustrie auf dem Lande keine besondere Anerkennung gefunden. Das gilt vornehmlich für die Dörfer in der Wojewodschaft Allenstein; denn hier bleiben die schweren ‚Ursus'-Schlepper wegen des schlechten Zustandes der Meliorationseinrichtungen in den nassen Feldern stecken."

Nicht ein einziger Interessent

Polnische Repatrianten lehnen die Übernahme von Bauernhöfen ab

Die berufsmäßigen Landwirte unter den in die sogenannte Wojewodschaft Danzig verbrachten Repatrianten aus der Sowjetunion lehnen es ab, selbständige „individuelle" Bauernhöfe zu übernehmen, nachdem bisher schon — nach Berichten der polnischen Presse — eine Abneigung gegen eine Niederlassung im „sozialisierten Sektor" der Landwirtschaft bestand.

Der Leiter des Büros für Fragen der Repatriierung beim Präsidium des Wojewodschafts-Nationalrates in Danzig, Talbierz, führte hierzu aus, daß zahlreichen Repatrianten die Übernahme von Bauernhöfen in den Kreisen Elbing, Stuhm, Neuhof, Praust und Lauenburg angeboten worden sei. Insgesamt können 54 Höfe mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden in diesen Kreisen sofort übernommen werden. Außerdem seien die Kreisverwaltungen zur Gewährung von Darlehen für den Ankauf von Inventar und Saatgut berechtigt. Der polnische Funktionär erklärte sodann wörtlich: „Bis zum heutigen Tage hat sich nicht ein einziger Interessent gefunden, der sich bereit erklärt hätte, sich auf irgendeiner der ihm vorgeschlagenen Wirtschaften anzusiedeln." Die Aufforderung zur Ansiedlung ist an Repatrianten ergangen, die aus bäuerlichen Berufen stammen.

Wie Talbierz weiterhin bemerkte, hat das zweite Projekt bei der Seßhaftmachung von Repatrianten, das in der Ansiedlung von 50 Landarbeitern auf Staatsgütern bestehen sollte, ein ähnliches Schicksal gehabt. Die ablehnende Haltung der Repatrianten habe nur zur Folge, daß auch Gehöfte nicht besetzt werden könnten und das Land brach liege. Man denke nunmehr an einen letzten Versuch, wobei Repatrianten zu den bestehenden Gehöften gebracht werden sollen, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich davon zu überzeugen, daß es sich bei den angebotenen Grundstücken um günstig gelegene Objekte handele, auf denen die Ansiedler gut existieren könnten.

Abwanderung polnischer Siedler

132 Bauernfamilien sind aus dem Dorf Marienssee im Kreise Danzig in andere Gegenden abgewandert, wobei sie ihre landwirtschaftlichen Betriebe eigenmächtig verlassen haben, berichtet „Glos Wybrzeza". Gegenwärtig gibt es in dieser Großgemeinde nur noch 384 bäuerliche Wirtschaften, während in den Jahren 1945—48 516 Wirtschaften vorhanden waren. Eine landwirtschaftliche Nutzfläche in einer Größe von 400 Hektar werde z. Zt. nicht bestellt, und die Ernteerträge seien gegenwärtig geringer als im Jahre 1949. Nach dem polnischen Bericht scheuen die Bauern Investitionen und düngen auch den Boden nicht ordnungsgemäß. Die Folge sei, daß die Böden im allgemeinen ausgelaugt sind. Von einer Verwirklichung der Beschlüsse des III. Parteitages der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei, d. h. von einer Vergrößerung der landwirtschaftlichen Erzeugung, könne naturgemäß unter diesen Umständen nicht gesprochen werden. Als Gründe für die Abwanderung und Vernachlässigung des Nutzlandes bezeichnet das polnische Blatt u. a. die starke steuerliche Belastung der Bauern und die säumige Regelung der Besitzverhältnisse. Ähnliches sei auch in anderen Dörfern des Kreises Danzig zu verzeichnen, der in mancher Hinsicht stark vernachlässigt sei, so z. B. auch bei der Bewirtschaftung von Grund und Boden des Staatlichen Bodenfonds. Außerdem gebe es große Flächen brachliegenden Landes. Wie das polnische Blatt kritisch bemerkt, behandle das Präsidium des Kreis-Nationalrats diese Zustände mit einer „seltsamen Ruhe", die „irgendwie gleichbedeutend mit der Zustimmung hierzu" sei.

In absehbarer Zeit keine Besserungen der Verkehrslage

Auf Grund von zahlreichen Beschwerden und Hinweisen aus Leserkreisen über die sehr ungünstigen Verkehrsverhältnisse wandte sich die Redaktion des Allensteiner Parteiblattes „Glos Olsztynski" mit der Bitte um Stellungnahme und Aufklärung an das Warschauer Verkehrsministerium. In der jetzt veröffentlichten Antwort Warschaus wird festgestellt, daß man sich „über die Schwierigkeiten durchaus im klaren" sei, daß vorerst jedoch mit einer fühlbaren Abhilfe und Besserung der Verhältnisse nicht gerechnet werden könne, da „auch in anderen Wojewodschaften die gleichen Probleme zu verzeichnen" seien. Insbesondere die Gestaltung des Vorortverkehrs, d. h. die An- und Abfahrt zu bzw. von den Arbeitsplätzen sei so stark mit der Lösung anderer Fragen, so z. B. der Wohnraum-Beschaffung, verquickt, daß die Bevölkerung noch für lange Jahre die gegenwärtigen Schwierigkeiten auf sich nehmen müsse.

„Deglomeration der Dreistadt" gefordert

Das Zentralorgan der kommunistischen „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei", die Warschauer Zeitung Trybuna Ludu", befaßt sich mit der Lage in der „Wojewodschaft" Danzig und bemängelt es, daß sich die Industrie etc. auf wenige größere Städte — vor allem auf die „Dreistadt" Danzig-Zoppot-Gdingen — konzentriert, während die Kleinstädte und die Dörfer stagnieren. Das Zentralorgan wendet sich gegen diese „Disproportionen" und schildert die Verhältnisse folgendermaßen: „Auf der einen Seite vernachlässigte Kleinstädte und ärmliche Dörfer, ein Überschuß an Arbeitslosen, wie auch die (Klein-) Städte auf Industrie, diesen Hebel zur Aktivierung, warten. Auf der anderen Seite der aufgeblähte Organismus der Dreistadt, die sich wie ein langer Darm Dutzende von Kilometern wie eine Nord-Südachse an der See entlangzieht: ein Organismus, welcher nicht in ausreichendem Maße Wasser und Kanalisations-Einrichtungen, Wohnungen und Menschenkader für die sich entwickelnde Industrie bietet." So solle nunmehr — heißt es abschließend — eine „Deglomeration" der „Dreistadt" in der Weise durchgeführt werden, daß einzelne Industriebetriebe in kleinere Städte verlagert werden.

Kurzmeldungen aus der Heimat

Memel wird Ölhafen

Die Ostseehäfen Memel und Windau werden von den Sowjets zu großen Oelhäfen eingerichtet. In Memel endet die große Pipeline, die aus den Oelfeldern des Moskauer Gebietes zur Ostsee führt. Ab August d. J. sollen die ersten Oel-Transporte per Schiff aus Memel abgehen.

Waldbrand bei Neidenburg

Ueber 100 ha Wald fielen einem Waldbrand im Bereich der Oberförsterei Kaltenborn im Kreise Neidenburg (Ostpreußen) zum Opfer. Fahrlässige Brandstiftung wird als Ursache angenommen.

Ausgrabungen bei Rastenburg

In Unter-Plehnen bei Rastenburg (Ostpreußen) gehen die Ausgrabungsarbeiten, die vor einigen Jahren aufgenommen worden waren, weiter. Zur Zeit werden die Fundstücke, unter denen Bernsteinketten, Messer und Münzen besonders interessieren, wissenschaftlich untersucht.

OSTPREUSSEN-WARTE
Heimatblatt aller Ost- und Westpreußen
Schriftleitung: E Knobloch Verlag: Elchland-Verlag Göttingen Maschmühlenweg 8/10 Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr 1032 Postscheckkonto Hannover 126 725. J Guttenberger Braunschweig
Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine mbH . Göttingen. Maschmühlenweg 8/10
Ausgabe Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1.50 zuzügl 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch
Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt. Wolfenbüttel. Karlstraße 22. Tel.: 37 68. Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10.

Frauenburg erhielt die Stadtrechte

Schweine- und Kuhställe rund um den Markt

Frauenburg in Ostpreußen, das wegen geringer Einwohnerzahl bisher von der polnischen Verwaltung nur als Dorfgemeinde geführt worden ist, hat kürzlich die Stadtrechte zuerkannt erhalten. Nach einem Bericht der „Gazeta Handlowa" bringt diese Neuregelung eine „bevorzugte Behandlung" des Ortes in der staatlichen Verwaltungseinteilung zum Ausdruck, was dadurch bedingt sei, daß Nikolaus Kopernikus hier lange Zeit gewirkt habe.

In dem Bericht der Warschauer Handelszeitung wird sonst ein düsteres Bild der gegenwärtigen Zustände in Frauenburg entworfen. Die Stadt zählt gegenwärtig nur 1700 Einwohner. Tagsüber entvölkere sie sich, da der überwiegende Teil der arbeitenden Bevölkerung in Braunsberg, Tolkemit und Elbing beschäftigt sei. Von einem eigentlichen Marktplatz könne keine Rede sein. Die Bewohner der Stadt hätten „unbekümmert und hartnäckig rund um den Markt zahlreiche Schweine- und Kuhställe, Hütten, Buden und Buchten in künstlerischer Unordnung" aufgestellt.

Außer dieser „Bautätigkeit" der Einwohner habe das öffentliche Bauwesen in Frauenburg keinerlei besonderen „Schwung" gezeigt. Dessen Leistungen haben nur in der Renovierung von vier Wohnhäusern, in der Instandsetzung von vier Wasserbrunnen, in der Aufstellung mehrerer Straßenlaternen und in der Säuberung von Abflußgräben mit dem Aufwand des „unglaublichen" Betrages von 6000 Zl. (!) bestanden. Wenn man auch berücksichtigen wolle, daß eine Brunneninstandsetzung oder eine neue Straßenlaterne in einer Kleinstadt vielleicht sehr viel bedeute, so habe sich doch dadurch das Gesamtbild Frauenburgs mit seinen 50—100 „kreuz und quer stehenden Hütten" nicht geändert. Von diesen Hütten zeigten sich nur wenige leidlich ordentlich, wohingegen die meisten geradezu nach Abbruch riefen.

Da Übernachtungsmöglichkeiten und angemessene Verpflegung nicht vorhanden seien, würden die Touristen Frauenburg so schnell wie möglich wieder verlassen, nachdem sie den Dom, die Wirkungsstätte des Kopernikus, und das Museum besichtigten. Im Hinblick auf den bevorstehenden Jahrestag zum 650jährigen Bestehen von Frauenburg solle nunmehr die Stadt die Bestimmung erhalten, die Touristen zu beherbergen und zu bewirten.

Klagen über „ungeordnetes Einströmen von Touristen"

Auf einer vom Klub der Kulturschaffenden in Allenstein veranstalteten Pressekonferenz wurde äußerst scharfe Kritik an der Urlauberbetreuung und dem gegenwärtig in vollem Ausmaß zutage tretenden Durcheinander des Fremdenverkehrs in Ostpreußen geübt. Das Bemühen, mehr Touristen und Urlauber als in früheren Jahren nach dem Ermland und nach Masuren zu leiten, hat — wie ein Sprecher der Gesellschaft für Landeskunde und Touristik erklärte — stellenweise zu „chaotischen Verhältnissen" geführt. Weder das Beherbergungsgewerbe noch die Gaststätten im südlichen Ostpreußen sind in der Lage, die besonders am Wochenende in überfüllten Omnibussen und Sonderzügen ankommenden Gäste unterzubringen bzw. zu versorgen. Das Fehlen von Zelten und Camping-Gerät erschwert die Lage zusätzlich. Vertreter der örtlichen Presse beklagten die „mangelhafte Unterrichtung und Aufklärung der Bevölkerung in anderen Landesteilen"; auf solche Art werde — so hieß es — „durch das ungeordnete Einströmen von Touristen und deren Enttäuschung bei Bekanntwerden der Verhältnisse auf Jahre hinaus mehr Porzellan zerschlagen, als zu verantworten ist".

Agrarkrise in Südostpreußen

60 000 Hektar ungenutzte Ackerfläche in der „Wojewodschaft" Allenstein

Im Laufe des Jahres 1958 haben 2051 Bauernfamilien die „Wojewodschaft" Allenstein verlassen, so daß über 21 000 Hektar Boden zusätzlich verwaist sind. Dies verlautet in Warschau anläßlich einer neuen Ansiedlungskampagne für die Besiedlung des südlichen Ostpreußens, die vom „Wojewodschaftskommitee" der kommunistischen „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei" (PZPR) in Allenstein durch Herausgabe einer Broschüre mit dem Titel „Die Wojewodschaft Allenstein wartet auf Siedler" eingeleitet wurde.

Auf Einladung des Allensteiner PZPR-Komitees kamen PZPR-Komitees aus den Wojewodschaften Lublin, Lodz, Warschau und Kiecle nach Allenstein. Nach der gemeinsamen „Beratung" begaben sich die Komitees in die Kreise Heilsberg, Sensburg, Ortelsburg und Bischoffsburg, „in die an leerstehenden Bauernhöfen reichsten Kreise", um Besichtigungen durchzuführen.

Die gesamte ungenutzte Ackerfläche in der Allensteiner „Wojewodschaft" wird von den polnischen Behörden offiziell mit 60 000 Hektar angegeben. Nach einer Mitteilung des 1. Sekretärs der Allensteiner PZPR-„Wojewodschaftskomitees", Stanislaw Tomaszewski, sind bei den polnischen Behörden im vergangenen Jahr Kaufanträge für 10 000 Hektar Land eingegangengegangen, jedoch seien nur insgesamt 1000 Hektar Boden verkauft und die restlichen Kaufanträge zurückgezogen worden. Von Januar bis Anfang April 1959 gingen Kaufanträge für 1000 Hektar Boden ein, gekauft wurden jedoch nur 235 Hektar.

Die „Agrarkrise" in der Allensteiner „Wojewodschaft" wird nach den Erklärungen Tomaszewskis auf der „Beratungskonferenz" darauf zurückgeführt, daß von 2051 Bauernfamilien, die 1958 die Allensteiner „Wojewodschaft" verließen, 1299 deutsche Familien waren. „In dieser Beziehung war die Familienzusammenführung für unser Landwirtschaft der größte Rückschlag seit 1945", erklärte Tomaszewski.

Millionenverluste in Braunsberg

Einst „Klein-Athen des Nordens" — Jetzt „Ruinen der Akropolis"

Braunsberg sei einmal das „Klein-Athen des Nordens" genannt worden; heute erinnere Braunsberg aber mehr an die Ruinen der Akropolis als an das gelehrte Athen. Das stellt die Allensteiner Zeitung „Glos Olszynski" fest.

Das Blatt berichtet sodann über den Teilaufbau einiger Industriebetriebe, insbesondere der Gerberei, in der mehr als 200 Personen beschäftigt seien. Eine Inspektion habe allerdings allein für das Jahr 1958 Verluste in Höhe von über 1,3 Millionen Zloty ergeben. Das Versagen der Betriebsführung sowie mangelhafte Verarbeitung der Häute und unsachgemäße Lagerung hätten zu diesen Schäden geführt.

Mehrfach sei von den vorgesetzten Behörden die Ablösung einer Reihe leitender Angestellter gefordert worden; diesen Wünschen habe man bis heute wegen Kaderschwierigkeiten nicht entsprochen. „Glos Olsztynski" bemerkt, daß es eine sehr bedenkliche Erscheinung sei, wenn es obersten polnischen Kontrollinstanzen nicht gelinge, ihre Empfehlungen und Beschlüsse in die Tat umzusetzen.

Neue Weichselbrücke

Zwischen Kulm und Schwetz soll eine neue Weichselbrücke errichtet werden. Mit dem Bau, der drei Jahre dauern soll, ist vor kurzem begonnen worden.

PRESSESPIEGEL

Patt-Situation in Genf

„Bereits im März war es klar geworden, daß die Sowjetunion nicht den Versuch machen würde, die Besatzungstruppen der Westmächte gewaltsam aus Berlin zu entfernen, und daß andererseits der Westen seinerseits keine Gewalt anwenden würde, wenn die sowjetischen Beamten durch ostdeutsche ersetzt würden. Es bleibt also beim Status quo. Die Genfer Konferenz war jedoch nicht in der Lage, eine Vereinbarung darüber zu erreichen, wie lange diese bestehende Situation aufrechterhalten werden kann.

Es wird immer deutlicher, daß die Pattsituation, die auf diese Weise entstanden ist, nicht nur für Berlin und auch nicht nur für die beiden deutschen Staaten von großer Bedeutung ist. Chruschtschow scheint es auch weniger eilig mit dem Zustandekommen eines Gipfeltreffens zu haben. Sicher war er nicht bereit, für eine solche Gipfelkonferenz einen hohen Preis zu bezahlen. Wenn dies zutrifft, so bedeutet das, daß nach seiner Ansicht seine Position in Deutschland günstiger werden wird und daß die Zeit für ihn arbeitet.

In bezug auf Westberlin ist dies leider nur zu wahr. Die westlichen Verbündeten, die in dieser Frage sich der Führung von Adenauer und de Gaulle untergeordnet haben, haben erfolgreich und einig an ihrem unbeugsamen Standpunkt festgehalten. Aber es ist ihnen nicht gelungen, den Westberlinern irgendeine Hoffnung und noch viel weniger eine vertragliche Garantie über die Zukunft der Stadt zu geben. Für eine Stadt wie Westberlin mit einer westlich-kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist aber Vertrauen unentbehrlich und der Glaube an die Zukunft eine Notwendigkeit. Dadurch, daß sich die westlichen Alliierten in Genf auf eine starre und unbiegsame Politik festlegen, überließen sie die Initiative für die Zukunft der Sowjetunion. Mit Genf ist die Geschichte aber nicht zu Ende. Ob die Konferenz zu einem Gipfeltreffen führen wird oder nicht, zweifellos werden darauf Verhandlungen in irgendeiner Form auf höchster Ebene folgen."

NEW YORK HERALD TRIBUNE

Abbruch kein Verhängnis

„Es ist für den Westen an der Zeit, ernsthaft zu erwägen, ob eine Beendigung der Genfer Außenministerkonferenz nicht weiteren Versuchen vorzuziehen ist, gegen die sowjetische Mauer zu verhandeln. Wenn der Vorschlag, die Konferenz zu beenden, nicht auf seiten der Sowjetunion in letzter Minute zu der Bereitschaft zur Zusammenarbeit führt, dann kann die Konferenz ebensogut abgebrochen werden, bevor die Einheit und das Prestige des Westens wirklichen Schaden erlitten haben. Es besteht jedoch jetzt die Gefahr, daß die westlichen Alliierten auf ihrer Suche nach einer Art Uebereinkommen, durch das sie das Gesicht wahren und das eine Gipfelkonferenz möglich machen würde, dazu gedrängt werden, ihre eigenen grundlegenden Interessen aufzugeben, um einer Illusion von Frieden nachzulaufen ... Ein Abbruch der Gespräche wäre zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht schlimm. Er würde einen Krieg sicherlich nicht wahrscheinlicher machen, als er es jetzt schon ist. Er würde aber bestätigen, was immer mehr zu erkennen ist, daß nämlich keine Hoffnung auf erfolgreiche Verhandlungen mit Chruschtschow besteht, solange dieser in Renommierstimmung ist."

WASHINGTON POST

Abbruch — und danach?

„Der Westen sagt, er wolle das leidige Spiel nicht mehr mitmachen. Er glaubt, alles an Verständigungsbereitschaft und an Zugeständnissen vorgebracht zu haben, was er im äußersten Fall zugestehen kann. Er glaubt, daß der Osten das zwar bemerkt hat, aber nicht darauf zu reagieren bereit ist. Die Konsequenz in den westlichen Delegationen scheint zu sein: Soll der Osten doch machen was er will. Lassen wir doch das müßige „Mensch-ärgere-dich" und verlassen wir uns auf unsere Waffen.

Bundespressechef v. Eckardt sagte in einer ähnlichen „Abbruchsstimmung" während der ersten Genfer Phase, daß es in der heutigen Welt kein Stadium zwischen diplomatischen Verhandlungen und dem Atomkrieg gebe, wenn das Reden zu nichts geführt hat. Er sagte, daß es in früheren Zeiten wenigstens noch den Ausweg gegeben habe, dem anderen den Krieg anzudrohen, wenn dieser gar keine Anzeichen für Verständnis zeige.

Ist diese These richtig, dann bedeutet das für Genf, daß der Westen nicht nur von seiner Stärke reden kann, es immer noch länger aushalten zu können als der Osten; er muß es auch beweisen. Daneben gibt es im übrigen auch allerhand praktische Gründe, warum die westlichen Wortführer in Genf nicht einfach sagen sollten: Wenn ihr nicht nachgebt, dann starten unsere Flugzeuge. Andererseits können auch die Sowjets nicht ohne weiteres einen Abbruch der Verhandlungen riskieren. Chruschtschow braucht noch mehr internationale Anerkennung für seine Person, für sein Land und seine Satelliten. Er weiß, daß er eine gefährliche Situation schafft, wenn er über seine propagandistischen Ziele hinaus in einem für ihn scheinbar günstigen Augenblick auch nur einen Schritt zu weit geht. Es ist also für beide Seiten illusorisch, über das Für und Wider eines Abbruchs, eine Verschärfung des Kalten Krieges also, zu reden. Wer das tut, steht nämlich schon vor der Entscheidung, ob er den kommenden Krieg mit Raketenwaffen führen soll oder „nur" mit konventionellen Waffen.

Dieses Dilemma zeigt, daß ein Wandel der amerikanischen Politik und damit der Politik des Westens nötig ist, ein Wandel, von dessen Beginn man schon seit einigen Wochen voreilig spricht. Die Suche nach einer von allen westlichen Mächten als einzige Chance bezeichneten Neuordnung in Europa hat noch nicht begonnen. Nur beim Miteinanderreden kann man Ansatzpunkte für diesen neuen Weg finden. Aber nicht, wenn das oberste Ziel darin besteht, Prinzipien aufrechtzuerhalten, wie zum Beispiel das Prinzip, daß jedes politische Risiko gegenüber Moskau fatal enden muß. Es besteht jedenfalls kein Zweifel daran, daß man es weder der östlichen noch der westlichen Welt verständlich machen könnte, wenn die Verhandlungen in Genf allein an der Unlösbarkeit der Frage eines gesamtdeutschen Ausschusses scheitern würden."

FRANKFURTER RUNDSCHAU

An den Küsten des Kurischen Haffs

Ein aktueller Bericht aus Nord-Ostpreußen

Kaum eine Landschaft im nördlichen Ostpreußen hat sich unter der sowjetischen Verwaltung seit Kriegsende so verändert wie die Küsten des Kurischen Haffs. Wer beispielsweise heute von Ackminge/Ibenwerder bis hinunter nach Nemonien/Elchwerder wandern könnte, der würde entsetzt sein über die Zustände, auf die er dort stößt. Bevor wir aber auf Einzelheiten eingehen, wollen wir die grundsätzliche Lage dort in einem Satz schildern: die Natur ist an diesem Küstenabschnitt wie vor Jahrhunderten wieder übermächtig geworden — ausgenommen alle Tiere, ob es sich nun um Land- oder Wassertiere handelt.

Von Ackminge bis Nemonien finden wir bis weit in das Hinterland das jagdbare und das auch nach unseren Begriffen nicht jagdbare Wild bzw. den Tierbestand völlig ausgerottet. Während man der Vegetation am Strand des Haffs und in den Wäldern freien Lauf läßt und alle kolonisatorischen Einrichtungen nicht mehr pflegt, haben die russischen Ansiedler furchtbar unter den Tieren aufgeräumt. Es gibt kein Tier, das in diesem Teil unserer Heimat ansässig ist, dem nicht nachgestellt wird: vom Singvogel bis zum Igel.

Es gibt kaum einen erwerbstätigen Sowjetmenschen, der nicht seinem örtlichen Jagd-Kollektiv angehört. In jeder Familie gehört zumindest ein Angehöriger diesem Kollektiv an. Die Mitgliedschaft berechtigt zum Führen einer Waffe und zum billigen Einkauf von Munition. Die ohne Rücksicht auf waidmännische Regeln durchgeführte Jagd ist allerdings für die Russen kein Sport, sondern eine bittere Lebensnotwendigkeit. Es gilt, möglichst oft den kargen Speisezettel aufzubessern und alles abzuschießen, was einem vor das Gewehr kommt. Immer wieder kann man beobachten, daß die Familien ihre Kinder zur Beobachtung der Tiere in die Wälder schicken. Entdecken sie Wildwechsel oder sonstige Ansammlungen von Tieren — zu Zeiten des Vorgelfluges vor allem die Sammel- und Einfallplätze von Vögeln aller Art —, so alarmieren sie die Erwachsenen.

Da in diesem Gebiet sehr viele „Fischerei-Produktionsgenossenschaften" bestehen und die Männer oft auf See sind, sieht man nicht selten Hausfrauen und Jugendliche auf die Jagd gehen. Es gibt wie gesagt, keine Tierart, der heute nicht intensiv nachgestellt wird! Aus erlegten Singvögeln zubereitete Mahlzeiten sind ebenso gang und gäbe wie das Verzehren von Eichhörnchen oder anderem Getier. Das jagdbare Wild ist bereits zum größten Teil ausgerottet und nur noch schwer zu finden. Das Auftauchen von Rotwild gehört in diesem Teil Ostpreußens schon zur Seltenheit! Der Wildreichtum von früher gehört seit langem der Vergangenheit an und wird unter der sowjetischen Verwaltung nie wieder Wirklichkeit werden. Es gibt keine Schonzeiten, keine Wildhege und überhaupt keine Einschränkungen. Einige Tierarten sind deshalb schon ausgerottet. Wer jagdberechtigt ist, der darf so viel schießen, wie es ihm beliebt...

Was die Natur betrifft, so kümmern sich weder der Verwaltung noch die Menschen um die an der Haffküste von den Deutschen angelegten Anlagen. Man läßt die Natur im seichten Wasser wie an der Küste wuchern wie sie will. die Ufer sind durch üppig wuchernde Wasserpflanzen wie Rohr und Schilf verunstaltet, und die Stromeinfahrten können wegen Versandung nur noch hier und dort passiert werden. Das Gestrüpp geht jetzt von der Küste bis ins Wasser über. Streckenweise ist garnicht mehr zu erkennen, wo das Wasser beginnt und wo das Land aufhört. Allerlei Unrat ist in diesem Gürtel angetrieben worden und verpestet die Luft. Auch etwas weiter vom Ufer sieht es nicht besser aus. Dort liegen im Wasser unzählige Überreste von Netzen von der stationären Fischerei, so daß man in diesem Haffteil weder baden, fischen oder fahren kann. Die Zahl der Stellen, an denen man ungehindert das Ufer erreichen kann, ist sehr gering.

Sehen wir uns einmal die Wälder an. Hier gibt es einen Unterschied: alle Wälder, in deren Nähe keine Menschen leben (und das sind sehr viele!) überläßt man weitgehend sich selbst — dagegen werden die Wälder in der Nähe von Ortschaften rücksichtslos niedergeschlagen und der Forst dann sich selbst überlassen. Der Raubbau in diesem Teil Ostpreußens wird, was die Forsten betrifft, gar nicht so sehr vom Staat betrieben, sondern wird durch die Siedler ausgeführt. Dem Staat sind meistens die Kosten zu hoch, Holz in den von Natur aus überschwemmten oder durch menschliche Schuld überschwemmten Wäldern zu holen. Zum „Ausgleich für diesen Verzicht" bekommen die Menschen hier weder aus anderen Landesteilen Brennholz oder Kohlen zugeteilt. Man weist ihnen vielmehr die Wälder als Brennholz zu.

Die Folge war und ist völlig unkontrollierter Einschlag. Der menschlichen Mentalität nach erfolgt dieser Einschlag an den günstigen Stellen: also in der Nähe des Wohnortes. So erleben wir es deshalb heute, daß Dörfer, die früher mitten im Wald lagen, jetzt frei liegen und sich die nächsten Bäume weitab befinden. Da der Staat weitgehend auf eine auch nur annähernd geordnete Forstverwaltung hier verzichtet hat, gibt es natürlich auch keine Wiederaufforstung. Man überläßt diese Flächen sich selbst und hofft, daß sie sich im Laufe der Jahrzehnte selbst anschonen und wieder zu Wäldern werden. Diese Forstpolitik ist unverantwortlich und führt zu schweren Schäden.

Hinzu kommt noch, daß schwer zugängliche Waldgebiete überhaupt nicht betreten und durchforstet werden. Dort herrschen vollkommen urwaldähnliche Verhältnisse, die einem gesunden Bestand ebenfalls abträglich sind. Es gibt also keine Forstverwaltung, sondern nur ein Chaos des Verwirtschaftens ohne Rücksicht auf die Zukunft. Die einzige Ordnung, die besteht, ist folgende: jede Familie muß einmal im Jahr einen kleinen Beitrag für die vom Staat zum eigenen Einschlag freigegebene Holzmenge bezahlen. Wieviel die betreffende Familie aber nun wirklich einschlägt, das interessiert niemand. Sie braucht nur die festgestellte Menge zu bezahlen.

Die Verluderung der Landschaft kommt auch darin zum Ausdruck, daß die russischen Siedler noch niemals angehalten worden sind, die Entwässerungsanlagen in Ordnung zu halten! Natürlich hat auch dieses Verhalten zu katastrophalen Folgen geführt. Was an Acker- und Kulturland noch vorhanden ist bzw. bearbeitet wird, steht immer wieder einmal unter Wasser oder versauert völlig. Die Ortssowjets verkünden zwar jedes Jahr in ihren Plänen, daß die Pumpen und Gräben in Ordnung zu bringen sind — aber getan wird nichts oder zu wenig. Die örtlichen Verwaltungen wollen sich nur gegenüber den vorgesetzten Dienststellen sichern. Es fehlt auch an Fachleuten und Verständnis dafür, die Entwässerungsanlagen von Grund auf zu erneuern. Da die Landwirtschaft ohnehin von Kolchosen betrieben wird, interessiert ein Defizit durch selbst verschuldete Mißernten nicht sehr. Verhungern läßt man keinen — und so viel mehr hat der einzelne Kolchosnik auch nicht, wenn er sehr arbeitsam ist und mit einer guten Ernte beiträgt.

Sträflicher Leichtsinn wird auch mit den Dämmen getrieben. Genau wie bei den Entwässerungsanlagen hat sich bisher noch keine Behörde aktiv dafür eingesetzt, daß die Dämme wieder haltbar gemacht werden. Nein, man läßt alles laufen und nimmt dafür lieber Überschwemmungen hin. Auch so etwas hat ja seine „gute Seite": in jedem Frühjahr kann das Oberkommando so die Einsatzbereitschaft der Pioniertruppen überprüfen, die dann regelmäßig Menschen und Vieh zu bergen haben... Diese Truppen und die Kolchosen einmal zur Erneuerung der Dämme einzusetzen, was durchaus möglich wäre, scheint der Verwaltung nicht denkbar zu sein. Man muß sich fragen, ob die Ortssowjets immer schlimmere Zustände mit dem Zweck einreißen lassen wollen, um eines Tages eine Begründung für die Abwanderungs-Forderung zu haben! Es ist klar, daß sich die russischen Siedler in diesem Küstenabschnitt alles andere als wohlfühlen und lieber in ihre Heimat zurückkehren wollen. Denn hier in Nord-Ostpreußen sind die Zustände tatsächlich viel schlimmer als im Inneren Rußlands!

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich schon, daß der Lebensstandard der russischen Siedler hier ungemein niedrig ist. Man kann beispielsweise sagen, daß sich in der gesamten Sowjetzone kein vergleichsweise so armer Landstrich befindet! Die an der Küste eingerichteten Fischerei- und Agrar-Kolchosen gehören zu den schlechtesten in ganz Nord-Ostpreußen. Sie leben kümmerlich von den staatlichen Zuschüssen und können in der Mehrzahl nicht einmal so viel erzeugen, wie sie für den Unterhalt der eigenen Mitglieder benötigen. Die landwirtschaftlichen Kollektivbetriebe leiden in erster Linie unter dem durch langes Brachliegen zusammengeschrumpften Kulturland und vor allem unter der nicht mehr funktionierenden Entwässerung.

Die Fischerei-Kolchosen haben dagegen zwar eine bessere technische bzw. maschinelle Einrichtung als die Agrarbetriebe, aber was nützt das alles, wenn es kaum noch Fische im Kurischen Haff gibt? Mehr als ein Jahrzehnt hindurch haben die Russen eine Raubfischerei sondergleichen getrieben, so daß heute die Fänge minimal sind und die Fischer nur noch einen winzigen Verdienst erhalten. Die Folge ist eine stetig ansteigende Abwanderung der Fachkräfte, die in den baltischen Fischereibetrieben bessere Verdienstmöglichkeiten finden. Zurückbleiben die Ungelernten oder Alten, die hintenherum ihre Bezüge aufzubessern versuchen. Das heißt: sie verkaufen Eigentum der Fischereikolchosen wie Netze usw. oder stehlen einen Teil des Fanges. Die Korruption und die Kriminalität in den Fischereikolchosen des Kurischen Haffs ist heute sprichwörtlich in Ostpreußen und bringt dem Staat ungeheure Verluste. Die von Zeit zu Zeit erfolgenden Verhaftungen halten jedoch niemand ab, so wie bisher zu verfahren.

Ein weiteres Manko für den früheren Fischreichtum ist es heute, daß praktisch der Staat die Fischerei-Kollektive zur Raubfischerei zwingt. Man hat — noch aufgrund der ersten hohen Fangergebnisse in den Nachkriegsjahren — das Soll für die Kolchosen so hoch geschraubt, daß es selbst beim besten Willen nicht mehr zu erfüllen ist. Wollen die Kolchosen wenigstens einigermaßen über die Runden kommen, so müssen sie die Raubfischerei mit Schleppnetzen betreiben. Das ist zwar verboten, aber was bleibt den Menschen anderes übrig? Die Kolchosen selbst beschaffen sich oft auf dem schwarzen Markt Schleppnetze und verwenden sie. Natürlich bedingt dieses Verhalten ein weiteres Absinken des Fischbestandes im Kurischen Haff. Es wird nicht mehr lange dauern, bis sich dort nur noch im Frühjahr des Jahres der Fischfang lohnt. Diese Entwicklung zeichnet sich bereits dadurch ab, daß immer öfters Fischereikolchosen, die bisher getrennt wirtschafteten, vereinigt werden. Die Abwanderung erfolgt zumeist in die baltischen Sowjetrepubliken.

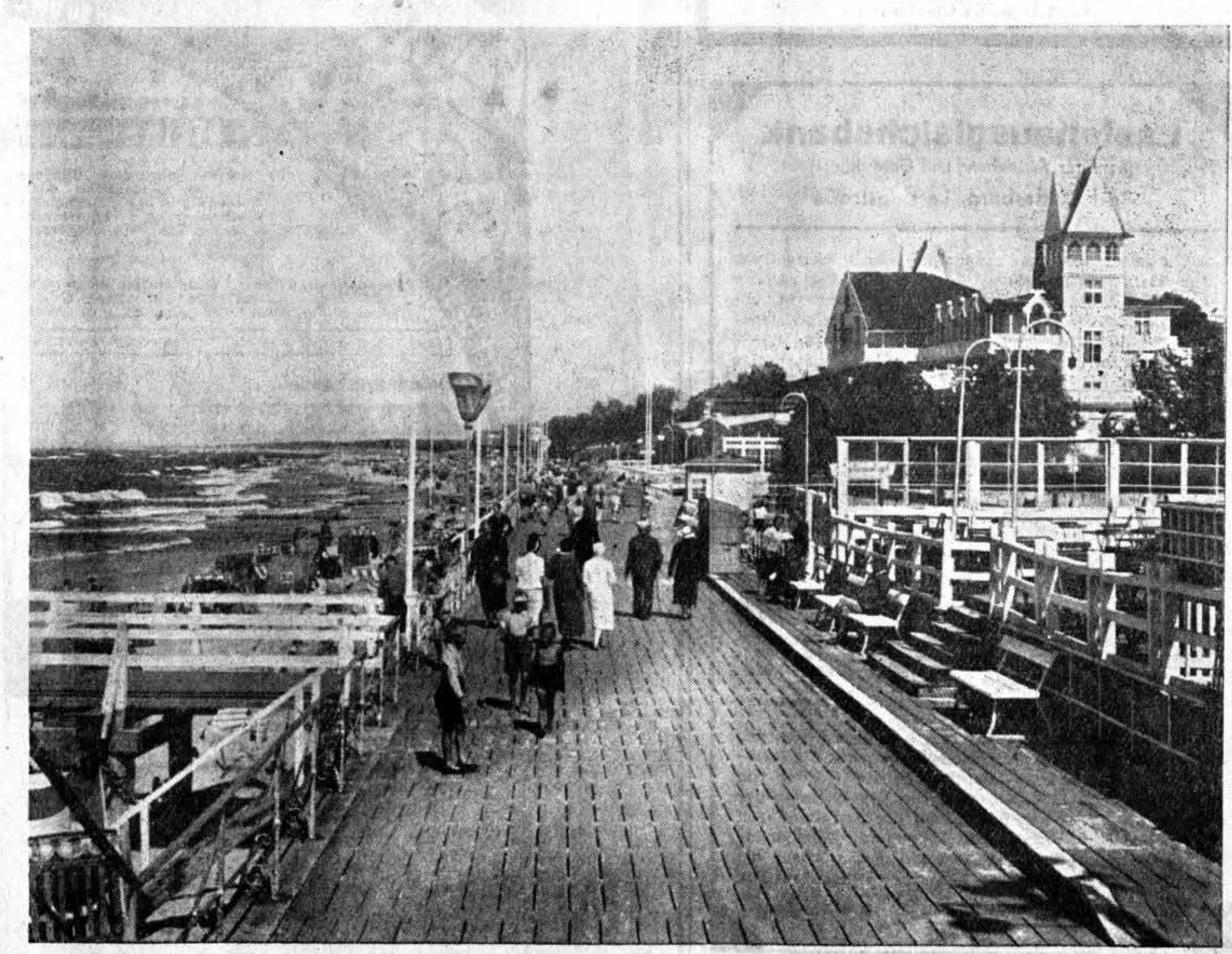
Jammervoll sehen auch die Dörfer an der Haffküste aus. Hier findet man eine Parallele zum polnischen Verwaltungsgebiet: die russischen Siedler brachen sehr oft — vor allem im Winter — Holzhäuser ab. Auf diese Weise entgeht man dem meist mühseligen Brennholzeinschlag in den weit fortgerückten Wäldern. Auch hier fördert die Fluktuation der Bevölkerung wie die Abwanderung das Abbrechen heiler Häuser. Zieht jemand fort und wird sein bisheriges Haus nicht sogleich wieder bezogen, so kann man wetten, daß das Gebäude am nächsten Tag bereits niedergerissen ist. Zwar ist das verboten, doch auch in diesem Fall gibt es niemand, der auf die Einhaltung des Verbotes achtet. Zumal sehr oft die Funktionäre mit schlechtem Beispiel vorangehen. Traurig ist auch, wie die sanitären Einrichtungen verfallen sind. In kaum einen der Küstenorte bestehen heute noch diese Einrichtungen! Sogar die Brunnen-Wasserversorgung ist eingestellt worden. Heute gibt es Wasser nur noch in den Flüssen, wo es für den menschlichen und tierischen Verzehr entnommen wird. Es gibt deswegen immer wieder Krankheitsfälle, die jedoch vor der Öffentlichkeit vertuscht werden. An vielen dieser Zustände ist die Verwaltung schuld, weil sie unter allen Umständen auch in Kleinigkeiten dem Land seinen deutschen Charakter nehmen will. Nichts soll mehr an die Lebensform der früheren Bewohner erinnern. Nicht einmal das elektrische Licht gibt es überall noch dort, wo bis 1944 die Dörfer an das Stromnetz angeschlossen waren. Unsere Dörfer wurden weiter dadurch sehr entstellt, daß in der ersten Nachkriegszeit dort so gut wie alle Viehstallungen abgebrochen worden sind. Heute stellt man das Vieh in unbewohnten Wohnhäusern unter oder verwendet in bewohnten Gebäuden einzelne Zimmer dazu. Dadurch sind natürlich auch die noch stehen gebliebenen Gebäude sehr verkommen. Man muß mit einem Verlust von 90 Prozent der Häuser rechnen, auch wenn sie noch stehen sollten. Nur die wenigen Gebäude, in denen Funktionäre wohnen, sind einigermaßen erhalten geblieben.

Zusammenfassend muß man leider sagen, daß der Landstrich am Kurischen Haff seinem endgültigen Niedergang entgegensieht, daß dort die Zahl der Menschen immer geringer wird, daß das Haff wie das Land verödet und daß man in den Wäldern nur noch Kahlschläge oder Urwald findet!



Spärlich fließendes Milch-Rinnsal

Gegenüber 350.000 und mehr Kühen, die vor dem Kriege im südlichen Ostpreußen gezählt wurden und die die Voraussetzungen für eine hochentwickelte Milchwirtschaft bildeten, gibt es heute in der sog. Wojewodschaft Allenstein nur 226.000 Milchkühe. Die zu Genossenschaften umgewandelten Molkereien arbeiten z. T. mit hohen Verlusten, so z. B. die Molkereien in Ortelsburg, Rössel und Schippenbeil. Auch die Molkereien in Braunsberg, Seeburg und Paschäken erwiesen sich in den letzten Jahren als Zuschußbetriebe.



CRANZ, das Seebad der Königsberger. Blick auf den Korso. Foto OW-Archiv

Verschollene Urkunden nicht verloren

Wichtig für alle Lastenausgleichsberechtigten — Zentralstellen sammeln Personenstandsurkunden

Bei der Bearbeitung von Lastenausgleichsanträgen und der Beschaffung von Nachweisen zur Berechtigung der Antragstellung für verstorbene Geschädigte müssen den Behörden immer wieder Personenstandsurkunden und andere Dokumente vorgelegt werden, die nicht mehr im Besitz der Antragsteller sind. Oft können diese Urkunden auch nicht mehr beantragt werden, da die zuständigen Standesämter zur Zeit unter fremder Verwaltung stehen. Inzwischen haben die fremden Verwaltungen Unterlagen herausgegeben; andere Urkunden sind rekonstruiert worden. Alle diese Urkunden lagern nunmehr bei zentralen Stellen. Antragsteller können sich in den oben geschilderten Fällen an folgende Stellen wenden:

Standesamt I Berlin-Dahlem, Lentzeallee 107, Berlin-Charlottenburg, Kuno-Fischer-Str. 8,

Standesamt I (Ost), Berlin N 54, Rückerstr. 9,

Katholisches Kirchenbuchamt, München, Rosenheimer Straße 141,

Archivamt der Evang. Kirche in Deutschland, Hannover W, Militärstraße 9.

Die Urkunden werden dort nicht nach Gebietsteilen aufbewahrt, es empfiehlt sich also, alle angegebenen Stellen anzuschreiben (von den beiden letzten nur diejenige, für die das Glaubensbekenntnis zutrifft).

Wenn diese Versuche nicht zum Ziel führen, gibt es zwei weitere Möglichkeiten:

Eine Ersatzbeurkundung (Auskunft über die Voraussetzungen erteilt das jeweilige Standesamt am Wohnort des Geschädigten).

Wenn der Geschädigte verstorben ist, die Todeserklärung oder die Feststellung des Todestages durch das Amtsgericht. (Auskunft hierüber erteilt das für den Wohnort des Antragstellers zuständige Amtsgericht.)

Wenn ein verstorbener Geschädigter ein Testament bei einem Amtsgericht, das zur Zeit nicht erreichbar ist, in Verwahrung hatte, ist zunächst bei dem Staatlichen Notariat Berlin-Mitte, Berlin C 2, Littenstraße 112—115, anzufragen, ob sich das Testament dort befindet.

Alle sogenannten Osttestamente, die in den Nachkriegsjahren herausgegeben wurden, lagern bei dieser Zentralstelle. Auf Anforderung werden dann diese Testamente an dasjenige Amtsgericht der Bundesrepublik gesandt, in dessen Bezirk der Antragsteller seinen Wohnsitz hat. Dieses Amtsgericht veranlaßt sodann das Weitere.

Das gleiche Verfahren ist bei sogenannten Wehrmachtstestamenten anzuwenden, da auch diese bei dem Staatlichen Notariat in Berlin-Mitte aufbewahrt werden. Wehrmachtstestamente sind solche Testamente, die während des Krieges unter erleichterten Bestimmungen aufgesetzt wurden.

Es gibt aber auch noch die Möglichkeit, öffentliche Testamente (notarielle und gerichtliche Testamente) wiederherstellen zu lassen, soweit sie ohne den Willen der Testatoren vernichtet sind. Über das einzuschlagende Verfahren gibt ebenfalls das für den Wohnort des Berechtigten zuständige Amtsgericht Auskunft.

Es dürfte ratsam sein, recht bald von den angegebenen Möglichkeiten Gebrauch zu machen, da dann bereits eine zeitraubende Vorarbeit erledigt werden kann. Welche Personenstandsurkunden benötigt werden, kann beim Ausgleichsamt oder beim Amtsgericht erfragt werden.

Unbegrenzte Entschädigung für 80jährige

Der Präsident des Bundesausgleichsamtes hat die Mitglieder des Kontrollausschusses im schriftlichen Verfahren um die Zustimmung zu einer Weisung gebeten, durch die den Entschädigungsberechtigten von 80 und mehr Jahren als zweite Rate der ganze Rest ihres anerkannten Hauptentschädigungsanspruches freigegeben werden soll. Ursprünglich wollte der Präsident nur 7000 DM als zweite Rate freigeben, hat sich über Intervention der Landesausgleichsämter dann jedoch zur unbegrenzten Freigabe entschlossen. Dieser Vorschlag ist von den Kontrollausschußmitgliedern nicht einheitlich aufgenommen worden. In zahlreichen Fällen ist auf die aus einer derartigen Regelung möglicherweise erwachsenden Verzerrungen in der Gesamtstruktur des Lastenausgleichs hingewiesen worden. Die bisher vorliegenden Bescheide lassen noch nicht erkennen, in welcher Höhe die zweite Rate für diesen Personenkreis wirklich freigegeben werden wird. Wahrscheinlich erscheint im Augenblick eine Begrenzung auf 50 000 DM.

Zinsverbilligte Baudarlehen

Aktion „Junge Familie" jetzt auch bei Kreditbanken

Der Bundesminister für Wohnungsbau gibt bekannt:

Zur Durchführung der Zinsverbilligungsmaßnahme im Rahmen der Aktion „Junge Familie" sind nunmehr neben den Sparkassen und Kreditgenossenschaften auch die Kreditbanken eingeschaltet worden, um der zunehmenden Nachfrage nach den verbilligten Personaldarlehen gerecht zu werden.

Nach den Richtlinien, die der Bundesminister für Wohnungsbau für diese Zinsverbilligungsmaßnahme am 11. Februar 1959 erlassen hat, übernimmt der Bund für Personaldarlehen, die zur notwendigen Restfinanzierung für den Bau von Familienheimen oder eigengenutzten Eigentumswohnungen aufgenommen werden, die Zinsen bis zur Höhe von 6%. Die verbilligungsfähigen Personaldarlehen sind auf 4000 DM begrenzt. Die Zinsverbilligung wird sieben Jahre lang gewährt.

Voraussetzung ist, daß für das Bauvorhaben kein Familienzusatzdarlehen in Anspruch genommen wird. Die Darlehen müssen in gleichen Raten spätestens in 10 Jahren getilgt werden. Für bereits begonnene oder fertiggestellte Bauvorhaben wird die Zinsverbilligung nicht gewährt. Nähere Auskünfte erteilen neben den Sparkassen und Kreditgenossenschaften auch die Kreditbanken.

Im Rahmen der Aktion „Junge Familie" hat der Bundesminister für Wohnungsbau bereits in den Einsatzrichtlinien des Bundes für die Wohnungsbauförderungsmittel im Jahre 1959 bestimmt, daß im öffentlich geförderten sozialen Wohnungsbau der Bau von Familienheimen durch junge Familien in der jeweiligen Rangstufe des Wohnungsbau- und Familienheimgesetzes bevorzugt gefördert wird.

Stand der Ausweisaktion

Bis zum 31. März dieses Jahres sind insgesamt 7 141 850 Vertriebenen-Ausweise A und B im Bundesgebiet — einschließlich Saarland und West-Berlin — beantragt worden. 6 583 146 Ausweise wurden bis zu diesem Termin ausgestellt und zwar für 8 697 098 Personen. 93,6 Prozent der Anträge wurden somit durch Ausstellung erledigt, während 68 549 Anträge — das sind 1 Prozent — abgelehnt werden mußten.

Nur 53,4 Prozent aller Hauptentschädigungsrentner bearbeitet

Wie das Bundesausgleichsamt mitteilt, sind bis Ende April 1959 insgesamt 9,32 Millionen Anträge auf Schadensfeststellung eingegangen. Die Verteilung auf Vertreibungsschäden mit 53,3 Prozent, Kriegsschäden mit 45,6 Prozent und Ostschäden mit 1,1 Prozent ist gegenüber früher fast unverändert geblieben. 44 Prozent aller Anträge beziehen sich auf Schäden, für die ganz oder teilweise Hauptentschädigung in Frage kommt, der Rest entfällt auf reine Hausratsverluste und auf Vertreibungsschäden an Spareinlagen, die bereits geltend gemacht oder entschädigt worden sind. Nach Ausscheiden der reinen Währungs-Ausgleichsfälle (770 000) sind bisher von den nicht auf reine Hausratsverluste abgestellten 4,1 Millionen Anträgen endgültig durch Bescheid, 1,09 Millionen (26,7 %), durch Teilbescheid 443 000 (10,8 %), durch Anlehnung 486 000 (11,9 %) und auf sonstige Weise 163 000 (4 %), insgesamt also 53,4 % dieser Anträge erledigt worden.

An Hauptentschädigungen sind im zweiten Quartal 1959 insgesamt 99 Millionen (im ersten Quartal 105 Millionen) ausgezahlt worden. An der Spitze der Ausgleichsleistungen stand diesmal jedoch nicht mehr die Hausratsentschädigung (für die im ersten Quartal 309 Millionen DM ausgeschüttet wurden), sondern die Unterhaltshilfe zusammen mit der Entschädigungsrente mit insgesamt 281 Millionen DM. Für Hausratsentschädigungen wurden diesmal nur 249 Millionen DM aufgewendet, für Eingliederungsdarlehen insgesamt 175 Millionen DM, 17 Millionen DM davon für die gewerbliche Wirtschaft, 18 Millionen für die Landwirtschaft und 140 Millionen für den Wohnungsbau.

Vertriebene Bauern wollen ihren Hof nicht aufessen

Der Bauernverband der Vertriebenen erhob in Bad Godesberg erneut seine Forderungen zum Lastenausgleich. Der Verband erklärte, Bundeskanzler Adenauer habe auf der ersten Kundgebung der vertriebenen Bauern im Oktober 1958 eine Verbesserung der Altersversorgung der vertriebenen Landwirte als notwendig bezeichnet Es sei deshalb nicht zu verstehen, daß der Lastenausgleichsausschuß des Bundestages es bei den ersten beiden Lesungen der elften Novelle zum Lastenausgleich abgelehnt habe, allen ehemals Selbständigen die Kriegsschadensrente zu gewähren und ihnen Unterhaltshilfe auf Lebenszeit zu geben.

Die vertriebenen Bauern, die in den nächsten Jahren das 65. Lebensjahr erreichten, müßten endlich Klarheit haben, ob ihnen der Lastenausgleich in Form von Kriegsschadensrente eine Mindestversorgung sichere oder ob sie gezwungen werden sollten, ihren früheren Hof in Gestalt einer kärglichen Hauptentschädigung in wenigen Jahren „aufzuessen"

Am 12. Juni 1959 ist unser letzter Kassenwart

Otto Kuberka

in Schwerin (Meckl.), Am Tannenhof 30, im Alter von 66 Jahren gestorben.

Er zählte zu unseren „stillen" Vorstandsmitgliedern, die nicht allein ihre Pflicht im Verein getan haben, sondern auch darüber hinaus. Sein Werk ist es gewesen, die Finanzierung unseres Jahn-Vereinshauses, des Tennis- und des Faustballspielplatzes sicher zu stellen. Hab Dank, lieber Turnbruder Otto, für Deine Treue.

Für den Vorstand des Männerturnvereins Lyck
Adam Lojewski Oberturnwart

Lastenausgleichsbank

(Bank für Vertriebene und Geschädigte)

Bad Godesberg, Lessingstraße

Wir geben hierdurch bekannt, daß unsere Jahresbilanz zum 31. Dezember 1958 mit Gewinn- und Verlustrechnung für die Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1958, versehen mit dem Prüfungsvermerk der Deutschen Revisions- und Treuhand-Aktiengesellschaft, Düsseldorf, durch unsere Hauptversammlung am 24. Juli 1959 genehmigt worden ist. Die Bilanzsumme beträgt DM 5 609 436 206,22.

Von den Positionen der Bilanz sind hervorzuheben

auf der Aktivseite:

Liquide Mittel	DM	29 366 957,19
Wertpapiere	„	5 097 375,—
Eigene Schuldverschreibungen	„	12 570 250,50
Debitoren	„	67 359 540,09
Langfristige Ausleihungen	„	972 612 001,98
Durchlaufende Kredite	„	4 519 167 484,84

auf der Passivseite:

Einlagen	DM	22 696 396,46
Aufgenommene Gelder	„	2 011 666,67
Aufgenommene langfristige Darlehen	„	425 940 643,99
Schuldverschreibungen im Umlauf	„	585 475 900,—
Durchlaufende Kredite	„	4 519 167 484,84
Kapital und Rücklagen	„	30 246 513,65
Rückstellungen und Wertberichtigungen	„	9 404 477,69

Die Bürgschaftsverpflichtungen werden mit DM 43 275 305,38 ausgewiesen, von denen die Rückstellungen für etwaige Inanspruchnahme in Höhe von DM 3 768 312,03 abgesetzt sind. Die Bruttoerträge der Bank sind neben der Bestreitung der Aufwendungen für den Geschäftsbetrieb zur Bildung von Wertberichtigungen und Rückstellungen verwendet worden, die zur Deckung der erkannten Risiken erforderlich waren.

Bad Godesberg, im Juli 1959 Der Vorstand

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Bei der Verleihung des Deutschen Jugendbuchpreises erhielt in diesem Jahr der Zeichner Julius Himpel eine Sonderprämie für seine vielen lustigen Bilder zu dem Buch „Hochwasser in der Katzfisch-Bucht" von dem Amerikaner Ben Burman. Ich finde, daß der Künstler diese Auszeichnung wirklich verdient hat, und auch Ihr würdet von seinen farbenprächtigen Illustrationen gewiß ebenso entzückt sein wie von der eigentlichen Geschichte, die Ben Burman übrigens von einem — Waschbären erfahren haben will. Der kluge alte Waschbär ist persönlich mit dabei gewesen, als die Katzfisch-Bucht zum letztenmal von Hochwasser überschwemmt wurde; er hat es selbst miterlebt, wie die von den Fluten bedrohten Tiere miteinander Frieden schlossen, und wie sie endlich unter großen Mühen den Bürgermeister der nahen Stadt dazu gebracht haben, zum Schutz der Katzfisch-Bucht einen Damm bauen zu lassen. In welcher Sprache der Waschbär dem Verfasser seine drollige Geschichte erzählt hat, darüber schweigt sich Ben Burman aus; aber die Geschichte ist jedenfalls sehr lustig und voller Überraschungen. Hier der genaue Titel:

Ben Burman: „Hochwasser in der Katzfisch-Bucht, 116 Seiten mit 54 zum Teil zweiseitigen sechsfarbigen Illustrationen von Julius Himpel. Lothar Blanvalet Verlag, Berlin. Halbleinen DM 9,80. (Von 6 Jahren an).

Ebenfalls im Verlag Lothar Blanvalet erschienen, und ebenfalls alle sehr hübsch mit vielen (allerdings schwarz-weißen) Illustrationen ausgestattet sind die Kinderbücher von Henry Winterfeld, einem besonders phantasievollen Schriftsteller. Ich beginne mit seinem Buch „Caius ist ein Dummkopf", das er selbst als eine „lustige und spannende Detektivgeschichte für Kinder" bezeichnet. Worin sie sich jedoch von allen Detektivgeschichten unterscheidet, ist der bemerkenswerte Umstand, daß sie vor rund 2000 Jahren spielt, nämlich im alten Rom. Was die sieben römischen Lausbuben aus der Xanthos-Schule im Laufe weniger Tage (und Nächte!) als eine Art antiker Privatdetektive erleben, wie sie ahnungslos in eine ziemlich finstere Geschichte hineintappen, und wie sie zuguterletzt doch noch den Tempelschänder und falschen Wahrsager zur Strecke bringen — das ist eine ebenso aufregende wie spaßige Erzählung. Deshalb empfehle ich Euch:

Henry Winterfeld: „Caius ist ein Dummkopf". 208 Seiten mit vielen Zeichnungen von Charlotte Kleinert. Lothar Blanvalet Verlag, Berlin. Halbleinen DM 7,80. (Von 10 Jahren an).

Das Schicksal will es, daß infolge einer Verkettung eigenartiger Zufälle das Städtchen Timpetill für einige Tage von sämtlichen Erwachsenen verlassen wird, so daß die Kinder von Timpetill — recht ungezogene Kinder, nebenbei gesagt — eine Zeitlang ganz auf sich selbst gestellt sind. Natürlich nützen sie diese einmalige Gelegenheit aus, um das Städtchen zunächst einmal gründlich auf den Kopf zu stellen. Aber allmählich lernen sie doch einsehen, daß man auch in der Freiheit auf die Dauer nicht ohne alle Ordnung leben kann. Wie sie die Ordnung wieder im Städtchen herstellen, wie sie sich zusammenschließen und auch die scheinbar unverbesserlichen Störenfriede wieder zur Vernunft bringen, könnt Ihr nachlesen in dem Buch:

Henry Winterfeld: „Timpetill". Die Stadt ohne Eltern. 216 Seiten mit 42 Zeichnungen von Richard Kennedy. Lothar Blanvalet Verlag, Berlin. Halbleinen DM 7,80. (Von 10 Jahren an).

Was würdet Ihr wohl sagen, wenn Euch beim Pilzesuchen im Walde plötzlich ein Mädchen begegnete, das behauptet, siebenundachtzig Jahre alt, auf dem Stern Asra geboren und versehentlich aus dem Raumschiff seines Vaters auf die Erde heruntergepurzelt zu sein? Ihr meint, so etwas könnte Euch nicht passieren? Den Kindern von Kummersdorf ist es aber doch einmal passiert! Sie haben mit der kleinen Mo, dem Asra-Mädchen, sofort Freundschaft geschlossen; und nur ihnen, ihrem Mut und ihrer Ausdauer ist es zu verdanken, daß Mo nach vielen Schwierigkeiten doch noch rechtzeitig auf ihren Stern zurückkehren kann. Wie das im einzelnen vor sich geht, möchte ich Euch hier nicht verraten. Verraten sei nur, daß dieses Buch im Jahr 1958 auf die Auswahlliste des Deutschen Jugendbuchpreises gesetzt wurde, und daß sein genauer Titel lautet:

Henry Winterfeld: „Kommt ein Mädchen geflogen". 200 Seiten mit 60 Zeichnungen von Regina Ackermann-Ophuls. Lothar Blanvalet Verlag, Berlin. Halbleinen DM 7,80. (Von 8 Jahren an).

Das Zwergenland Liliput dürfte Euch wohl bekannt sein. Dank des Berichtes, den einst ein gewisser Herr Gulliver über seine dortigen Erlebnisse verfaßt hat, sind wir über die Zustände in Liliput erstaunlich gut unterrichtet. Aber seit Gullivers Zeiten sind nun bald dreihundert Jahre vergangen, dreihundert Jahre, in denen sich nicht nur bei uns zulande allerlei geändert hat, sondern auch im Zwergenland Liliput. Wundert Euch also nicht, wenn die Geschwister Peggy und Jim, die zusammen mit ihrem Freund Ralph nach Liliput geraten, dort lauter ganz moderne Verhältnisse antreffen. Von der Eisenbahn bis zum Fernmeldeamt, von der Feuerwehr bis zur Verkehrsstreife ist im heutigen Liliput alles ganz ähnlich wie bei uns, nur eben winzig klein. Näheres darüber erfahrt Ihr aus dem reizenden Kinderbuch, das nicht umsonst in die Auswahlliste 1959 des Deutschen Jugendbuchpreises aufgenommen wurde:

Henry Winterfeld, „Telegramm aus Liliput". 195 Seiten mit über 100 Zeichnungen von Regina Ackermann-Ophuls. Lothar Blanvalet Verlag, Berlin. Halbleinen DM 7,80. (Von 8 Jahren an).

Unlängst machte ich die Bekanntschaft einer originellen Taschenbuchreihe, auf die ich alle Mittel- und Oberschüler unter Euch hinweisen möchte, und zwar ganz besonders diejenigen, die sich in der Schule schwer tun. Die Herausgeber dieser ausgesprochenen menschen- bzw. schülerfreundlichen Reihe gehen von dem Grundsatz aus, daß man — wie so ziemlich alles auf Erden — auch das richtige Lernen zunächst einmal ... lernen müssen. Und weil ein nicht unbeträchtlicher Teil der Mittel- und Oberschüler beiderlei Geschlechts bisher keine rechte Gelegenheit hatte, das Lernen zu lernen (weshalb ihnen denn auch ihr Schulpensum einige Kopfschmerzen verursacht), so wird ihnen diese rare, aber segensreiche Kunst am Beispiel des Schülers „Meyer" hier auf amüsante Weise beigebracht. „Meyer" ist gewissermaßen das Markenzeichen dieser sehr empfehlenswerten Reihe, die — man sollte es kaum für möglich halten — von gestrengen Lehrern verfaßt wurde, allerdings von solchen, die sich noch gern und deutlich ihrer eigenen Pennälerzeit erinnern und todsicher wissen, wo wen wann und in welchen Fächern häufig der Schuh drückt. An eben diesen Punkten haken sie mit ihren bewährten Ratschlägen und probaten Gedächtnishilfen ein, und ich muß



sagen, daß ich mich glücklich gepriesen hätte, wenn etwas derartiges bereits zu meiner eigenen Schülerzeit gegeben hätte. Es sind bisher insgesamt sechs „Meyer" erschienen; das erste Buch beschäftigt sich mit der Frage des Lernens und des Schülerdaseins mehr allgemein, die weiteren Bände sind je einem der wichtigsten Schulfächer gewidmet, so daß man je nach Bedarf nur zuzugreifen braucht. Allen sechs Bänden gemeinsam ist der nette, vergnügliche Ton, in dem sie verfaßt sind. Die vielen schmissigen Illustrationen tragen auch mit dazu bei, das richtige „Lernklima" aufkommen zu lassen. Die „Meyer-Reihe ist in der Franckh'schen Verlagshandlung in Stuttgart erschienen (wo auch die Kosmosbücher verlegt werden und ebenso das große Jahrbuch „Durch die weite Welt", das viele von Euch sicher kennen). Die einfachen Bände mit je rund 175 Seiten kosten jeweils DM 4,80; die Doppelbände („Doppelmeyer" genannt) umfassen rund 250 Seiten und kosten je DM 6,80. Hier die einzelnen Titel:

„Meyer, setzen Sie sich ..." Eselsbrücken und Spickzettel für Schüler.
„Meyer zwo, Sie wissen ja was!" Erdkunde und Geschichte: Sehr gut!
„Meyer drei, Sie werden Primus" in Mathematik.
„Meyer vier, Sie kennen sich doch aus" in Physik.
„Meyer fünf lernt Latein" (Doppelband!)
„Meyer treibt Sport" (Doppelband!)

Natürlich sind die „Meyers" keine Nürnberger Trichter; man muß schon selbst mitarbeiten, wenn man damit Erfolg haben will. Aber es lohnt, und vor allem: mit „Meyer" macht das Lernen Spaß, und das ist immerhin eine sehr vielversprechende Aussicht. — Doch Schluß für heute. Ich wünsche Euch allen für den Rest der Ferien noch recht gute Erholung und bleibe mit herzlichen Grüßen

Euer Otfried Preußler



DER LUDWIGSTEIN

Die freie deutsche Jugendburg

Ein halbes Jahrhundert ist es her, daß der Wandervogel seinen aufbegehrenden Weg durch die deutschen Lande nahm. Seine Jungen und Mädchen warfen die überlebten Formen eines ausgehöhlten Bürgertums hinter sich. Sie verließen die guten Stuben ihrer Eltern und zogen hinaus in die Freiheit. Vor dieser Zeit gab es eigentlich keine Jungen, sondern „junge Herren", und keine Mädchen, sondern „junge Damen". Der Wandervogel brachte das Recht auf ein eigenes Leben der Jugend in die Welt unseres Zeitalters.

Auf seinen Fahrten, die zuerst in die stillen Wälder der Mark, dann zu den Gestaden des Meeres und zu den Höhen der deutschen Berge führten, schließlich aber ausgriffen über ganz Europa und bis vor die Tore Indiens und an den Rand der afrikanischen Wüste gingen, erwuchs ein Leben der Echtheit und des Mutes, der Naturverbundenheit und einer neuen Gemeinschaft: der Gruppe, einer Lebensform, die keiner jungen deutschen Generation wieder verloren gehen möge.

Dies geschah nicht in aller Selbstverständlichkeit, denn der erste Weltkrieg 1914—18 forderte der jungen Bewegung einen Blutzoll ab, der vernichtend hätte wirken können. Von 12 000 Wandervogel-Soldaten kehrten siebentausend nicht mehr in die Heimat zurück. Es glich einem Wunder, daß nach so großen Sterben der angefangene Weg zu neuer Blüte weitergegangen werden konnte.

Die Überlebenden des großen Krieges kehrten noch einmal zu jenen Stätten zurück, an denen sie die hellsten Tage ihrer jungen Gemeinschaft erlebt hatten. Eine dieser Stätten war der Ludwigstein, unweit des Hohen Meißners, im Hessenland. Am nächtlichen Kaminfeuer in dem alten Gemäuer nahm der Plan aus dem Kriege feste Gestalt an, den gefallenen Freunden ein Denkmal zu setzen, das ihnen gemäß sei: Die Ruine zu einem Haus aller Jungend auszubauen, die freien Geistes und hohen Mutes ist.

Daß in jener bitterarmen Zeit unmittelbar nach einem niederschmetternden Zusammenbruch ein solcher Gedanke mit aller Zähigkeit und Geduld in die Tat umgesetzt wurde, mutet uns heute wie ein Wunder an. In allen deutschen Gauen wurde Geld gesammelt, und von überallher kamen die freien Jugendgruppen der Wandervögel und Pfadfinder und halfen durch ihrer Hände Arbeit die Burg wieder herzustellen. Unendliche Lasten an Zement und Balken, Dachsteinen und Gerät wanderten auf den Rücken der Jungen den steilen Berg hinan. Und immer wieder gingen die Wassereimer durch hundert Hände den gleichen Weg hinauf. Denn damals hatte die Burg keinen eigenen Brunnen.

Ein Selbsthilfewerk deutscher Jugend entstand, wie es heute im Zeichen geldlicher Jugendförderung und behördlicher Unterstützung kaum noch denkbar ist. Der Ludwigstein wurde zum Wahrzeichen zäher Kraft und Einsatzbereitschaft einer jungen Generation. Sie erfüllte die alte Burg mit neuem Leben; die kleinen und großen Bünde der Zeit bis 1933 hielten ihre Lager und Treffen auf der Burg. Als Schlußstein ihres Werkes aber setzten sie das Zeichen ihrer brüderlichen Achtung vor denen, die ihr durch den Krieg entrissen waren: Sie gestalteten die alte Steinkammer der Burg zum Gedenkraum für die Gefallenen, und eine Vielzahl der Bünde überbrachte ihre alten Fahnen und Wimpel in den Raum ihrer Toten.

In den Jahren 1933 bis 1945 war die Burg den nationalistischen Gewalten und Mächten ausgeliefert, die sich wie ein Reif auf die Jugendbewegung gelegt hatten.

Im großen Zusammenbruch des zweiten Weltkrieges wurde die Burg ausgeraubt, sie war leer und zerschlagen bis zum letzten Ofen und zur letzten Lichtleitung. Die ersten Heimkehrer aus dem Kriege fanden nur Schutt und Verwüstung. Die Vereinigung zur Erhaltung der Burg Ludwigstein begründete sich neu. Noch einmal ging es ans Schaffen, noch einmal kamen Tausende von Jungen und Mädchen und stellten in freiwilliger Arbeit wieder her, was zerstört war. Nur ein Raum war unversehrt geblieben, der Gedenkraum für die toten Freunde, der nun einen neuen Sinn erhalten muß: Stätte des Gedenkens und Nachdenkens zu sein für die Opfer zweier Kriege und zweier Nachkriegszeiten. Wieder stehen dort die Fahnen, die von einer freien Jugendbewegung künden und Zeichen jungen Lebens sind.

Gemessen an der Kraft und Zahl der alten Jugendbewegung sind heute die freien Jugendgruppen erst ein kleiner, neuer Anfang. Wer aber in sie hineinzuschauen vermag, wie die Leute vom Ludwigstein, der weiß, daß ihr Aufbruch ein guter und hoffnungsvoller werden kann, wenn sie nicht dem Übermaß von Mittelmäßigkeit und seichter Verlockung verfallen, sondern es ihnen gelingt, aus den Wurzeln echten Volkstums und echter Menschlichkeit zu wachsen und zu wirken.



Wieder sieht der Ludwigstein Jahr für Jahr die Scharen der freien Gruppen hinaufziehen, ihre Feuer entzünden und ihre Zelte neben der Burg stellen. Neues Leben ist entfacht, und es greift Jahr um Jahr mehr um sich und holt sich alle heran, in denen noch freier Wille und die Kraft zu echter Gefährtenschaft liegt.

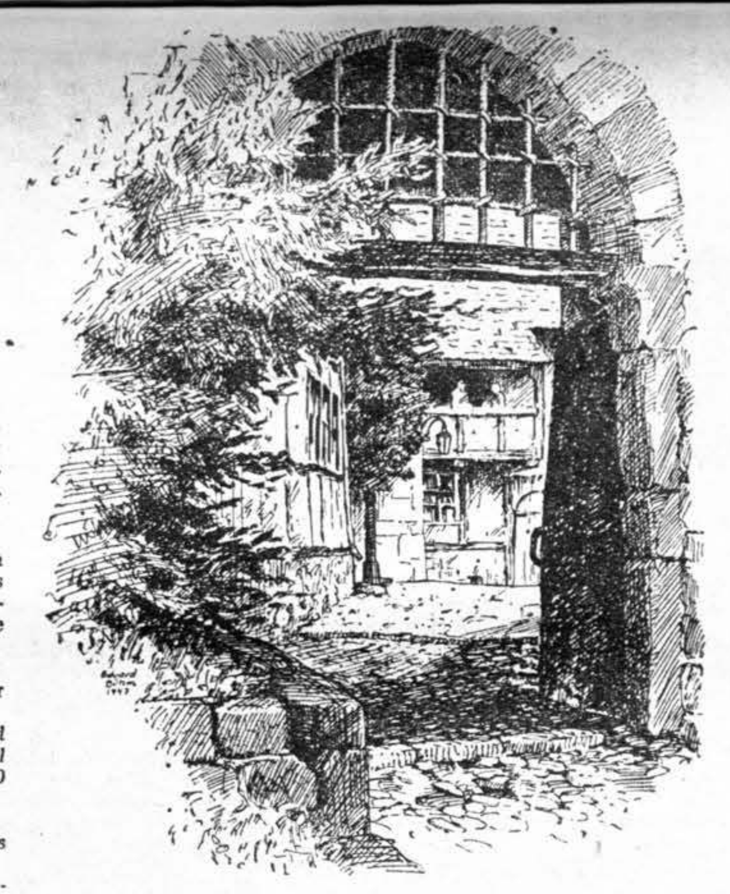
Der Ludwigstein ist für die Jungen das Wahrzeichen des Aufbruchs, das sie mit den Brüdern des Wandervogels und der bündischen Jugend verbindet, von denen Unzählige in zwei Kriegen verblutet sind. Sie bilden ein neues Glied in der Kette einer Bewegung, die weiterhin an Mut, Schöpferkraft, an wahrer Freundschaft und Wahrhaftigkeit des Lebens gültige Ordnungen vorleben möge. Das ist der Sinn des Ludwigsteins, der freien deutschen Jugendburg.



Kleine

LUDWIGSTEIN-CHRONIK

- *1416* — *Erbauung der Burg durch Ludwig I. von Hessen.*
- *1730* — *Jagdschloß Ludwigstein. Ausbau der Innenräume, der Galerien und Treppen.*
- *1850* — *Die Burg wird menschenleer. Verlegung des landwirtschaftlichen Betriebes nach Wendershausen.*
- *1908* — *Wandervogelgruppen entdecken die Ruine und veranstalten fortan Treffen und Gautage.*
- *1914* — *Feldwandervögel beschließen, nach dem Krieg den Ludwigstein zu erwerben und als Ehrenmal für ihre gefallenen Kameraden auszubauen.*
- *1921/23* — *Der Ausbau der Ruine durch Gruppen der Jugendbewegung beginnt. Der Ludwigstein wird vom Staat der „Vereinigung zur Erhaltung der Burg Ludwigstein" geschenkt. Die Burg wird Thingstätte der bündischen Jugend. Die Deutsche Freischar unter Ernst Buske, der deutsche Pfadfinderbund, die Wandervögelbünde und alle anderen Bünde halten Führerlager und Treffen auf dem Ludwigstein.*
- *1932* — *Der Ausbau der Burg ist nahezu vollendet.*
- *1933/45* — *Die Burg wird von der Hitler-Jugend übernommen und ist zeitweise Sitz einer „Führerschule" und des „Streifendienstes" zur Verfolgung bündischer „illegaler" Gruppen. Im Frühjahr 1945 will die „SS' die Burg „verteidigen".*
- *1945/46* — *Die Burg wird völlig ausgeplündert.*
- *1946* — *Die Vereinigung Ludwigstein nimmt die Burg wieder in Besitz und richtet sie erneut ein.*
- *1949* — *Die neuen Jugendbünde führen Bundestage und Thingbesprechungen auf der Burg durch. Die Zahl der Übernachtungen steigt zum ersten Mal auf 40 000 in einem Jahr.*
- *1950* — *Die Tagesräume werden wieder wohnlich.*
- *1951* — *Gedenkfeier zum 50. Jahrestag der Gründung des Wandervogels durch Karl Fischer.*
- *1952* — *Der Ludwigstein ist wieder Treffpunkt und Tagungsort der freien Jugendbünde und gleichzeitig eine Stätte der Begegnung junger Menschen.*



BLICK IN DEN BURGHOF

Wo kommt der Ausdruck her?



Der zittert ja wie Espenlaub

Irgendein Schreck, der Anblick eines Unfalls oder eine große Gefahr, die auf einen zukommt, kann selbst einen Mann so durcheinander bringen, daß er „wie Espenlaub" zu zittern anfängt. Die Espe hat, wie mancher Naturfreund weiß, die Eigentümlichkeit, ihre auf der Rückseite silbrig glänzenden Blätter beim geringsten Lufthauch erzittern zu lassen. Wie ein Rascheln und Beben geht es durch ihre Zweige, weshalb man sie auch Zitterpappel nennt. Wenn auch der überaus feine und lange Stiel der Blätter die Ursache dieser „Erregbarkeit" der Espe ist, so will in Schweden und Schottland der Volksmund es so erklären, daß Jesu' Kreuz aus dem Holz der Espe geschnitten wurde und der Baum seither keine Ruhe mehr fände.

Ludwigstein-Lexikon

Die *Vereinigung Jugendburg Ludwigstein e. V.* ist eine Gemeinschaft von Menschen der früheren und heutigen Jugendbewegung, die durch ihre Mitgliedsbeiträge die Erhaltung der Burg gewährleistet. Sie hält alljährlich auf der Burg ihre Hauptversammlung ab.

Der *Jugendbeirat* des Ludwigstein setzt sich zusammen aus den Abgesandten der freien Jugendbünde, woweit sie körperschaftliche Mitglieder der Vereinigung Jugendburg Ludwigstein sind. Dem Jugendbeirat gehören an: Deutsche Freischar, Bund Deutscher Pfadfinder, Wandervogel, Deutsche Jugend des Ostens, Iglauer Singkreis u. a.

Die *Burgausstellung* auf dem Ludwigstein zeigt laufend das Schrifttum der Bünde, Bücher über Fahrt, Lager, Jugendarbeit und Jungenbücher sowie Liederbücher, Noten und Kunsthandwerk.

Der *Ludwigstein-Kalender* erscheint jedes Jahr und bringt eine Auswahl schöner Fotos aus den Jugendbünden und ihrer Arbeit in Postkartenform. Er wird auf Wunsch für DM 2,— zugesandt.

Das *Ludwigstein-Archiv* der deutschen Jugendbewegung ist die größte Sammlung von Zeitschriften, Büchern und Handschriften aus der Geschichte der freien Jugendbewegung. Es erhält laufend auch alle Veröffentlichungen der jungen Bünde von heute.

Das Denkmal — Bilder und Lebensläufe ist eine Sammlung, in der sich die Bildnisse und Lebensdarstellungen aller führenden Menschen der Jugendbewegung zusammenfinden.

Die *Burg-Akademie* ist ein Zusammenschluß von Wissenschaftlern und Forschern, die alle zwei Monate auf dem Ludwigstein zusammentreten und ihre Forschungsergebnisse vorlegen.

Die *Kunstgilde Ludwigstein* faßt Künstler und Kunsthandwerker unserer Zeit zusammen. Sie steht unter Führung von Willi Geißler, Wuppertal.

Die *Ludwigsteiner Wochen* finden mehrmals im Jahr auf der Burg statt. Ihre Aufgabe ist, ihre Teilnehmer laufend über wichtige Fragen der Politik, Wirtschaft und Kultur durch erste Sachkenner informieren zu lassen.

Die *Wochen der jungen Generation* auf der Burg vereinen Menschen zwischen zwanzig und dreißig Jahren in Gespräch und Geselligkeit.

Das *Nachrichtenblatt* im Verlag Jugendburg Ludwigstein, getragen von der Vereinigung Ludwigstein und den freideutschen Kreisen sowie den jungen Bünden, unterrichtet laufend über die Geschehnisse auf der Burg und in den Zusammenschlüssen der früheren Jugendbewegung.

„Tälerglanz und Waldesschatten" ist ein Merian-Heft mit zahlreichen Fotos, das ein gutes Landschaftsbild des Werralandes gibt, in dessen Mitte die Burg Ludwigstein gelegen ist. Es kostet DM 3,50 und ist auf der Burg vorrätig.

Die *Jugendburg Ludwigstein* ist mit etwa 40 000 Übernachtungen jährlich eine der besuchtesten Tagungs- und Einkehrstätten der deutschen und europäischen Jugend. Der größte Bundestag, der bisher auf ihr stattgefunden hat, sah 700 Teilnehmer einschließlich Zeltlager.

Die Textbeiträge über die Jugendburg Ludwigstein entnahmen wir der Jugendzeitschrift „Das Lagerfeuer", Voggenreiter-Verlag, Bad Godesberg-Mehlem.

E. T. A. HOFFMANN

Ritter Gluck

*

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1809

(1. Fortsetzung)

In unserer letzten Ausgabe begannen wir mit dem Abdruck einer der für E. T. A. Hoffmann so typischen Erzählungen, in der Traumwelt und Wirklichkeit in gespenstischer Weise zusammenfließen. Diese Erzählung führt uns in das Berlin zu Beginn des 19. Jahrhunderts und schilderte in der ersten Folge die Begegnung mit einem sonderbaren Musikenthusiasten, der einer vergangenen Zeit anzugehören scheint. Es kommt beim Wein zu einem Gespräch über Musik im allgemeinen und das Komponieren im besonderen.

„Sie haben uns unrecht getan; denn schon, daß Sie eigne Versuche verwarfen, ist kein übles Zeichen Ihres Talents. Man lernt Musik als Knabe, weil's Papa und Mama so haben wollen; nun wird darauflos geklimpert und gegeigt: aber unvermerkt wird der Sinn empfänglicher für Melodie. Vielleicht war das halb vergessene Thema eines Liedchens, welches man nun anders sang, der erste eigne Gedanke, und dieser Embryo, mühsam genährt von fremden Kräften, genas zum Riesen, der alles um sich her aufzehrte und in sein Mark und Blut verwandelte! — Ha, wie ist es möglich, die tausenderlei Arten, wie man zum Komponieren kommt, auch nur anzudeuten! — Es ist eine breite Heerstraße, da tummeln sich alle herum und jauchzen und schreien: ‚Wir sind Geweihte! Wir sind am Ziel!' — Durchs elfenbeinerne Tor kommt man ins Reich der Träume. Wenige sehen das Tor einmal, noch wenigere gehen durch' — Abenteuerlich sieht es hier aus. Tolle Gestalten schweben hin und her, aber sie haben Charakter — eine mehr wie die andere. Sie lassen sich auf der Heerstraße nicht sehen: nur hinter dem elfenbeineren Tor sind sie zu finden. Es ist schwer, aus diesem Reiche zu kommen, wie vor Alzines Burg versperren die Ungeheuer den Weg, — es wirbelt, — es dreht sich, — viele verträumen den Traum im Reiche der Träume, — sie zerfließen im Traum, — sie werfen keine Schatten mehr, sonst würden sie am Schatten gewahr werden den Strahl, der durch dies Reich fährt; aber nur wenige, erweckt aus dem Traume, steigen empor und schreiten durch das Reich der Träume — sie kommen zur Wahrheit — der höchste Moment ist da: die Berührung mit dem Ewigen, Unaussprechlichen! — Schaut die Sonne an, sie ist der Dreiklang, aus dem die Akkorde, Sternen gleich, herabschießen und Euch mit Feuerfäden umspinnen. — Verpuppt im Feuer liegt Ihr da, bis sich Psyche emporschwingt in die Sonne."

Bei den letzten Worten war er aufgesprungen, warf den Blick, warf die Hand in die Höhe. Dann setzte er sich wieder und leerte schnell das ihm eingeschenkte Glas. Es entstand eine Stille, die ich nicht unterbrechen mochte, um den außerordentlichen Mann nicht aus dem Geleise zu bringen. Endlich fuhr er beruhigt fort:

„Als ich im Reiche der Träume war, folterten mich tausend Schmerzen und Ängste! Nacht war's, und mich schreckten die grinsenden Larven der Ungeheuer, welche auf mich einstürmten und mich bald in den Abgrund des Meeres versenkten, bald hoch in die Lüfte emporhoben. Da fuhren Lichtstrahlen durch die Nacht, und die Lichtstrahlen waren Töne welche mich umfingen mit lieblicher Klarheit. — Ich erwachte von meinen Schmerzen und sah ein großes, helles Auge, das blickte in eine Orgel, und wie es blickte, gingen Töne hervor, und schimmerten und umschlangen sich in herrlichen Akkorden, wie ich sie nie gedacht hatte. Melodien strömten auf und nieder, und ich schwamm in diesem Strom und wollte untergehen; da blickte das Auge mich an und hielt mich empor über den brausenden Wellen. — Nacht wurde es wieder, da traten zwei Kolosse in glänzenden Harnischen auf mich zu: Grundton und Quinte! Sie rissen mich empor, aber das Auge lächelte: Ich weiß, was deine Brust mit Sehnsucht erfüllt; der sanfte, weiche Jüngling Terz wird unter die Kolosse treten; du wirst seine süße Stimme hören, mich wiedersehen, und meine Melodien werden dein sein . . ."

Er hielt inne.

„Und Sie sahen das Auge wieder?"

„Ja, ich sah es wieder! — Jahrelang seufzt' ich im Reich der Träume — da — ja da! Ich saß in einem herrlichen Tal und hörte zu, wie die Blumen miteinander sangen. Nur eine Sonnenblume schwieg und neigte traurig den geschlossenen Kelch zur Erde. Unsichtbare Bande zogen mich hin zu ihr, sie hob ihr Haupt, der Kelch schloß sich auf, und aus ihm strahlte mir das Auge entgegen. Nun zogen die Töne wie Lichtstrahlen aus meinem Haupte zu den Blumen, die begierig sie einsogen. Größer und größer wurden der Sonnenblume Blätter... Gluten strömten aus ihnen hervor... sie umflossen mich... das Auge war verschwunden und ich im Kelche."

Bei den letzten Worten sprang er auf und eilte mit raschen, jugendlichen Schritten zum Zimmer hinaus. Vergebens wartete ich auf seine Zurückkunft. Ich beschloß daher, nach der Stadt zu gehen.

Schon war ich in der Nähe des Brandenburger Tores, als ich in der Dunkelheit eine lange Figur hinschreiten sah und alsbald meinen Sonderling wiedererkannte.

Ich redete ihn an: „Warum haben Sie mich so schnell verlassen?"

„Es wurde zu heiß, und der Euphon fing an zu klingen."

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Desto besser."

„Desto schlimmer, denn ich möchte Sie gern ganz verstehen."

„Hören Sie denn nichts?"

„Nein".

„Es ist vorüber! — Lassen Sie uns gehen. Ich liebe sonst nicht eben die Gesellschaft; aber... Sie komponieren nicht... Sie sind kein Berliner."

„Ich kann nicht ergründen, was Sie so gegen die Berliner einnimmt? Hier, wo die Kunst geachtet und im hohem Maße ausgeübt wird, sollt' ich meinen, müßte einen Mann von Ihrem künstlerischen Geiste wohl sein!"

„Sie irren! Zu meiner Qual bin ich verdammt, hier wie ein abgeschiedener Geist im öden Raume umherzuirren."

„Im öden Raume, hier, in Berlin?"

„Ja, öde ist's um mich her, denn kein verwandter Geist tritt auf mich zu. Ich stehe allein."

„Aber die Künstler, Komponisten?"

„Weg damit! Sie kritteln und kritteln, verfeinern alles bis zur feinsten Meßlichkeit, wühlen alles durch, um nur einem armseligen Gedanken zu finden; über dem Schwatzen von Kunst, von Kunstsinn und was weiß ich können sie nicht zum Schaffen kommen; und wird ihnen einmal so zumute, als wenn sie ein paar Gedanken ans Tageslicht befördern müßten, so zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne — es ist lappländische Arbeit."

„Ihr Urteil scheint mir viel zu hart. Wenigstens müssen Sie die herrlichen Aufführungen im Theater befriedigen."

„Ich hatte es über mich gewonnen, einmal wieder ins Theater zu gehen, um meines jungen Freundes Oper zu hören... wie heißt sie gleich?... ha, die ganze Welt ist in dieser Oper! Durch das bunte Gewühl geputzter Menschen ziehen die Geister des Orkus... alles hat hier Stimme und allmächtigen Klang... Teufel!... ich meine ja ‚Don Juan'! Aber nicht die Ouvertüre, welche prestissimo, ohne Sinn und Verstand abgesprudelt wurde, konnt' ich überstehen; und ich hatte mich bereitet dazu durch Fasten und Gebet, weil ich weiß, daß der Euphon von diesen Massen viel zu sehr bewegt wird und unrein anspricht!"

„Wenn ich auch eingestehen muß, daß Mozarts Meisterwerke größtenteils auf eine kaum erklärliche Weise hier vernachlässigt werden, so erfreuen sich doch Glucks Werke gewiß einer würdigen Darstellung."

„Meinen Sie? — Ich wollte einmal ‚Iphigenia auf Tauris' hören. Als ich ins Theater trete, höre ich, daß man die Ouvertüre der ‚Iphigenia in Aulis' spielt. Hm, denke ich, ein Irrtum; man gibt diese Iphigenia! Ich erstaune, als nun das Andante eintritt, womit die ‚Iphigenia auf Tauris' anfängt, und der Sturm folgt. Zwanzig Jahre liegen dazwischen! Die ganze Wirkung, die ganze wohlberechnete Exposition des Trauerspiels geht verloren. Ein stilles Meer... ein Sturm... die Griechen werden ans Land geworfen, die Oper ist da. — Wie? Hat der Komponist die Ouvertüre ins Gelag hineingeschrieben, daß man sie, wie ein Trompeterstückchen, abblasen kann wie und wo man will?"

„Ich gestehe den Mißgriff ein. Indessen, man tut doch alles, um Glucks Werke zu heben."

„Ei ja", sagte er kurz und lächelte dann bitter und immer bitterer. Plötzlich fuhr er auf, und nichts vermochte ihn aufzuhalten. Er war im Augenblicke wie verschwunden, und mehrere Tage hintereinander suchte ich ihn im Tiergarten vergebens. — —

Einige Monate waren vergangen, als ich an einem kalten, regnigten Abende mich in einem entfernten Teile der Stadt verspätet hatte und nun nach meiner Wohnung in der Friedrichstraße eilte. Ich mußte bei dem Theater vorbei; die rauschende Musik, Trompeten und Pauken erinnerten mich, daß gerade Glucks „Armida" gegeben wurde, und ich war im Begriff, hineinzugehen, als ein sonderbares Selbstgespräch, dicht an den Fenstern, wo man fast jeden Ton des Orchesters hört, meine Aufmerksamkeit erregte.

„Jetzt kommt der König... sie spielen den Marsch... oh, paukt, paukt nur zu! ...ist recht munter! Jaja, sie müssen ihn heute elfmal machen... der Zug hat sonst nicht Zug genug. Haha!... maestoso... schleppt euch, Kinderchen. — Sieh, da bleibt ein Figurant mit der Schuhschleife hängen. — Richtig, zum zwölften Mal, und immer auf die Dominante hinausgeschlagen. — O ihr ewigen Mächte, das endet nimmer! Jetzt machte er sein Kompliment... Armida dankt ergebenst. — Noch einmal? — Richtig, es fehlen noch zwei Soldaten! Jetzt wird ins Rezitativ hineingepoltert — Welcher böse Geist hat mich hier festgebannt?"

„Der Bann ist gelöst", rief ich „kommen' Sie!" Ich umfaßte meinen Sonderling aus dem Tiergarten — denn niemand anders war der Selbstredner — rasch beim Arm und zog ihn mit mir fort. Er schien überrascht und folgte mir schweigend. Schon waren wir in der Friedrichstraße, als er plötzlich stillstand.

„Ich kenne Sie", sagte er. „Sie waren im Tiergarten... wir sprachen viel... ich habe Wein getrunken... habe mich erhitzt... nachher klang der Euphon zwei Tage hindurch... ich habe viel ausgestanden... es ist vorüber!"

(wird fortgesetzt)

Friedrich Wilhelm I.

König, Statthalter und Amtmann Gottes auf Erden

*

Von Landesamtmann a. D.

R. E. Erich Reichelt

I. Der Organisator Königsbergs

„Tradition ist gut und hat ihren bleibenden Wert, aber der Zopf der Grenadiere des Großen Königs wäre in der Gegenwart eine Unmöglichkeit.“

Kronprinz Wilhelm an seinen Lehrer, den Professor Philipp Zorn in einem Brief nach 1918.

Durch eine Kabinettsorder, durch das „Rathäusliche Reglement“ vom 13. Juni 1724 vereinigte der zweite König Preußens die bis dahin nebeneinander bestehenden drei Städte Altstadt (1286), Löbenicht (1300) und Kneiphof (1327) zu einer einheitlichen Stadt. Er verlieh unserer Vaterstadt Königsberg i. Pr. das Barockwappen, in welchem der Preußische schwarze Adler die drei Wappen der Einzelstädte unter seine Fittiche nimmt.

Was dieser Vorgang bedeutete, wird so recht ersichtlich, wenn man sich die Tatsache vor Augen hält, daß die Vereinigung der drei Städte schon zu Zeiten des Herzogs Albrecht von Preußen angeregt worden war, aber nicht ausgeführt werden konnte, solange Herrschaft und Macht des Fürsten den Städten gegenüber nicht genügend gefestigt war.

Gelegentlich der 200-Jahrfeier der Vereinigung der Stadt gaben die Zeitungen Gedenkblätter heraus, die wohl inzwischen restlos vernichet sein werden. Einige Ausschnitte sind noch in der Hand des Verfassers verblieben. Wer sich nun aber mit dem Werdegang unserer Vaterstadt befassen will — und jedem Landsmann sei das wärmstens empfohlen —, der nehme die neueste Geschichte der Stadt zur Hand, die uns Dr. Walter Franz erfreulicherweise geschenkt hat.

Die Vereinigung der Stadt mit ihren mehr als 40 000 Einwohner machte sie zur zweiten Stadt des neuen Königreichs. Wenige Städte im Reich konnten sich mit dieser Haupt- und Residenzstadt messen. An flächenmäßiger Ausdehnung suchte sie damals ihresgleichen. Der Hinweis sei gemacht, daß andere Städte wie München, Dresden und Leipzig zu jener Zeit noch behagliche Mittelstädte waren, während Königsberg schon den Charakter einer Großstadt trug. Wäre Königsberg schon in früheren Jahrhunderten eine einheitliche Stadt gewesen, dann hätte sie sich in den Zeiten der Hansa zu der bedeutendsten und kraftvollsten Stadt entwickeln können; so aber spielte sie mit den Einzelstädten nur eine untergeordnete Rolle. Neid und Mißgunst unter den führenden Männern der drei Städte förderten eine Kirchturmpolitik, die nur dem Eigennutz der einzelnen Stadt, niemals aber das gemeinsam Beste befördern konnte. Sogar zu Angriffen untereinander ist es gekommen.

Im Jahre 1434 hatten beispielsweise die Kneiphöfer eine Urkunde des Hochmeisters erwirkt, wonach keine Straße über den südlichen Pregelarm nach der Altstadt geführt werden durfte; sie wollten den Vorteil, daß alle Waren aus den Gegenden südlich des Pregels ihre Stadt passieren mußten, nicht preisgeben. Dem Brückenbau, der für die Allgemeinheit von größtem Nutzen war, haben die Kneiphöfer alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Welche Mißstände auf den Gebieten des Wirtschafts- und Finanzwesens herrschten, wie verzwickt das Gerichtswesen in den Nachbarstädten war, alle diese Fragen können nur angedeutet werden, um zu beweisen, daß der Zusammenschluß unbedingt notwendig wurde und die Handlungsweise des Königs geradezu herausforderte. Die Zustände, daß die Räte den Besitz der Gemeinden sozusagen als ihren Privatbesitz betrachteten, sich allerlei Vorteile verschafften, Festlichkeiten auf Kosten der Gemeinden zu ihrem reinen Privatvergnügen veranstalteten, keinerlei Rechnungen darüber vorlegten — dies alles war so recht der Anlaß für einen Verwaltungsmann, wie es der König war, mit einem Machtwort einzugreifen, um diese Mißstände aus der Welt zu schaffen.

In welcher Weise der König diese Angelegenheit bereinigte, ist hinlänglich bekannt. Das bei vielen Preußen und Deutschen lange Zeit darüber vorherrschende, arg verzeichnete Bild hat inzwischen die notwendige Richtigstellung erfahren. Ganz kurz ist zu den Folgen der Vereinigung zu sagen, daß sie von Segen für die Entwicklung Königsbergs gewesen ist. Die Gegner der Vereinigung verloren nur ihre unberechtigten Vorrechte; alle übrigen Bürger begrüßten die Vereinigung. Persönliche Geschenke für Amtshandlungen hörten auf, eine ordnungsgemässe Rechnungslegung setzte ein, kurz und gut: der König brachte in die ganze Verwaltungstätigkeit jene Ordnung hinein, die er als „Statthalter und Amtmann Gottes auf Erden“ in seinen Landen für unbedingt notwendig erachtete. Preußen war ein armes Land, und der junge Staat mußte sich nach der Decke strecken.

Ortsgeschichtlich interessant ist, wie sich der Sparsamkeitswille des Königs in Königsberg auswirkte. Dem König war der prunkvolle Umbau des Schlosses ein Dorn im Auge. Er verbot den Weiterbau und ließ im Jahre 1725 die hierzu bereits angefahrenen „gotländischen“ Steine meistbietend verkaufen. Die Kellerräume und nicht notwendigen Wohnräume wurden nach entsprechenden Bekanntmachungen vermietet. Der vereinigten Stadt erließ er sozusagen als Hochzeitsgabe die zu zahlenden Steuern, wobei aber nicht der Hinweis unterbleiben soll, daß er die fraglichen Summen auf andere Weise wieder eintrieb. Ganz in Ruhe und Frieden ging es aber auf die Dauer mit dem rabiaten Sparsamkeits- und Ordnungsfanatiker doch nicht ab.

Im Jahre 1730 war der Magistrat in allerhöchste Ungnade bei dem König gefallen. Man wollte dies mit der Stiftung eines Denkmals für den König wieder einrenken.

„Was vor Beschuldigungen, Ungnade und Ungunst wider den Magistrat bei Hof aufgetrieben worden“, heißt es in dem zeitgenössischen Bericht, „läßt sich in allen Umständen nicht errühren. Wir müssen besorgt sein, die aufgeschwollenen Wellen in Ruhe zu bringen, wozu das Packhaus (an der Schmalseite des Altstädtischen Marktes. Anm. d. R.) eine Occassion (= Gelegenheit) bietet.“

„Zur Gloris des Königs und zur Ehre der Stadt wurde mit dem Danziger Bildhauer Johann Heinrich Meißner seitens der Stadt ein Kontrakt gemacht — vor die Königliche Statue in Lebensgröße von 72 Zoll hoch auf eine Weltkugel, so zwei rheinländische in Diameter und rund mit Armaturen umgeben, aus gotländischem Sandstein und mit einem Mateau Poyal umgeben, voll und zierlich ausgehauen . . . 100 Thaler, 66 Thaler vor die zwei sitzende Skalven oder Figuren an das front spis das Wappen mit der Chron und darum liegende Armaturen. 50 Thaler für Transportkosten und Diäten dem Bildhauer beim Aufstellen der Arbeit . . .“ Soweit der Auszug aus den Quellen und Unterlagen.

Die schwülstige Inschrift in lateinischer Sprache rühmte den König mit folgenden Worten (in der Übersetzung): „Der Nachwelt zum ewigen Andenken errichtet der Senat und das Volk von Königsberg Friedrich Wilhelm, dem König von Preußen, dem Vater des Vaterlandes, dem immer siegreichen und immer friedliebenden, dieses einem so großen König ganz unebenbürdige Denkmal im Jahre 1730. Er gewann Vorpommern dem Reiche, Preußisch-Litauen brachte er zu neuem Glanze, zum Schutze der Grenzen errichtete er feste Burgen, die Gesetze verbesserte er, mit größter Weisheit und Kraft lenkte er die inneren und äußeren Verhältnisse. Sein Ruhm brachte endlich seine Neider zum Schweigen.“

Die ältesten Königsberger werden sich noch an den ursprünglichen Standort des Denkmals erinnern. An der Südfront des Schlosses zwischen zwei von demselben herabführenden Treppen lag vor über 70 Jahren die Pottmattische Konditorei an der Schmalseite des Altstädtischen Marktes, vor dessen Hauptfront das Standbild zur Aufstellung gelangt war, um dann später nach Freilegung der Schloßfront näher nach dem Altstädtischen Markt, der danach in Kaiser Wilhelm-Platz (Kirchenplatz) umgetauft wurde, versetzt zu werden. — Ob die Stadtväter mit dem ersten Denkmal, das Königsberg erhielt, den Unwillen und Zorn des Königs besänftigen konnte, ist nicht ersichtlich; doch kann man annehmen, daß dazu andere Mittel notwendig waren, beispielsweise die Gestellung einiger „Langen Kerle“. Wir erinnern in diesem Zusammenhange an den in Juditten bei Königsberg am 2. Februar 1700 geborenen Johann Christoph Gottsched, der sich mit 18 Jahren durch Flucht nach Leipzig den preußischen Werbern entzog.

Wie der Organisator Königsbergs und Preußens Friedrich Wilhelm I. als Mensch und Fürst in der preußischen und deutschen Geschichte gezeichnet worden, ist hinlänglich bekannt. Es soll hier an dieser Stelle nichts von dem abgestritten werden, was über ihn als einen schwer zu behandelnden Menschen überliefert worden ist. Wesentliche Züge seines Wesens sind uns in den Memoiren seiner Tochter, der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth geschildert worden. Wer sie heute zur Hand nimmt, wird nicht nur beeindruckt, sondern auch erschüttert darüber sein, daß nicht nur die Untertanen und Soldaten, sondern auch die eigenen Familienmitglieder unter der Art und Unart des Königs schwer zu leiden hatten. Kein Geringerer als der große Sohn Friedrich II. hat über alle diese unglücklichen Ereignisse den Mantel der Liebe gebreitet, indem er in der Geschichte seines Hauses darüber gesagt hat: „Ich schweige von den häuslichen und politischen Ärgernissen dieses großen Fürsten. Man muß für die Fehler der Kinder einige Nachsicht haben aus Rücksicht auf die Tugenden eines solchen Vaters.“

Wir Ostpreußen der Gegenwart haben gerade mit trotz aller eigenen Sorgen und Nöte die Pflicht, folgenden Satz zu beachten: „Immer wird es die Aufgabe der eigentlichen Forschung bleiben, Neues zu schöpfen und Altes im neuen Lichte zu sehen“ — und so kann man dankbar sein, daß hier an dieser Stelle Gelegenheit dazu geboten wird, diesen merkwürdigsten der Könige Preußens im Lichte der Gegenwart zu sehen.

Jochen Klepper, geboren am 22. 3. 1903, hat sich das bleibende Verdienst erworben, in seinem umfangreichen Roman „Der Vater“ diesen Vater in seinem innersten Wesen und Wollen so zu schildern, wie er heute gesehen werden muß: „als der getreueste Statthalter und Amtmann Gottes auf Erden, in dem ihm von seinem Herrgott ganz persönlich verliehenen Geschäftsbereich auf dem Boden Preußens.“

Wie er seine Pflichten wahrzunehmen versuchte, geht daraus hervor, daß er alles, aber auch alles nach den Weisungen des Alten Testaments durchzuführen versuchte. Mit Erschütterung wird man bei Klepper lesen, mit welchen Seelenqualen er alles das tat, was ihm zur Erfüllung seiner Pflichten und Aufgaben als zwingend notwendig erschien. Die von ihm in Potsdam erbaute Garnisonkirche war so recht bezeichnend für ihn. Der Turm dieses Gotteshauses war nach seiner Meinung „Der große Grenadier Gottes“ auf Erden und das von ihm befohlene Glockenspiel der Kirche, das „Üb immer Treu und Redlichkeit“, war nicht nur Richtsatz für seine geliebten „Langen Kerle“ und alle seine Beamten, sondern auch für alle Familienmitglieder, nicht zuletzt für sich selbst bestimmt. Der König war der Meinung, daß er seine Pflichten nicht voll und ganz erfülle, wenn er an irgendeiner Stelle von dem abginge, was er für unbedingt als richtig ansah.

Auf das Werk von Klepper auch nur andeutungsweise einzugehen, ist ausgeschlossen. Erwähnt muß aber werden, daß der Verfasser nach dem Erscheinen dieses Buches am 23. 3. 1937 aus der Reichskulturkammer ausgeschlossen wurde und am 11. 2. 1942 mit seiner jüdischen Frau und seiner Tochter freiwillig aus dem Leben geschieden ist. Die große Auflage war schnell vergriffen. Zu der Neuauflage verbleibt hier nur der Hinweis, daß in den „Stimmen der Zeit“ folgende Worte darüber stehen: „In edler, zuchtvoller Sprache deutet der Dichter die Geheimnisse dieses königlichen Lebens, als das irdische Bild und Gleichnis Gottes, den dieser Fürst wie wenig andere seiner Zeit verehrte. Mehr als manches geschichtliche Werk mag das Wort des Dichters den Sinn für echte geschichtliche Größe wecken.“

Man kann dieses Werk heute, da das Preußentum leider noch immer im Meinungsstreit steht, nur jeden Preußen und Deutschen in die Hände wünschen. Der Leser wird dann mit eigenartigen Empfindungen feststellen, daß Friedrich Wilhelm I. der „treueste Freund unserer ureigensten Heimat Ostpreußen“ gewesen ist.



Friedrich Wilhelm I.

Friedrich Wilhelm I. übergab seinem Sohn einen gesunden, in sich gefestigten Staat mit mustergültiger Wirtschaft und Verwaltung, starkem, vorbildlichem Heer und pflichtbewußtem Beamtentum als Frucht eines Lebens voll selbstloser, unermüdlicher Arbeit. Erfolge der Außenpolitik waren ihm versagt. In nüchterner Erkenntnis der staatlichen Notwendigkeiten schuf er aber mit der inneren Ordnung Preußens die Voraussetzungen für seinen späteren Aufstieg. Unter ihm hat der preußische Staat „das scharfe und harte Gepräge empfangen, das ihm eigentümlich geblieben ist“ (Droysen).

Zeitgenössisches Gemälde. Hohenzollern-Museum Berlin.

Warum war Friedrich Wilhelm der treueste Freund Ostpreußens? Er hat innerhalb von sechs Jahren 6 Millionen Taler für die Wiederherstellung Preußisch-Litauens aufgebracht, 885 Schulen eingerichtet, und er hat vor allen Dingen seine einzigartige und ausgezeichnete Heeresmacht niemals in kriegerischen Abenteuern ausprobiert. In dem Sinne der in der Gegenwart vielfach gebräuchlichen Bezeichnung „Militarismus“ ist er nicht als Militarist zu bezeichnen. Der König war Oberst seines einzigartigen Regiments, ist nie General gewesen, hielt sich auch nicht wert, ein solcher zu sein, da er nie im Felde kommandiert hatte. Sich selbst dazu zu befördern, hielt er nicht für statthaft.

Wer für all dies den Nachweis erhalten will, der lese nach, was Otto Weber-Krohne in seinen „Sieben Preußen als Bahnbrecher des deutschen Gedankens“ schreibt. Wir sehen bei diesem Forscher, wie der König von vornherein bemüht war, nach seiner Meinung bemüht sein mußte, zuerst die schreienden Mißstände bei Übernahme seiner Erbschaft von dem ersten König aus der Welt zu schaffen. Wäre er nicht mit seiner Art, mit seinem fanatischen Eifer an die Lösung aller preußischen Fragen herangegangen, Preußen wäre schon längst zugrunde gegangen.

Den Kampf mit dem Teufel nahm er auf. Er war der Meinung, daß er selbst dem Teufel verfiele, wenn er auch nur eine seiner Pflichten vernachlässige. Er war nicht gewillt, anderen wie sich selbst auch nur eine Ausnahme der von ihm als richtig erkannten Pflichten zu bewilligen.

Hierin liegt das Versöhnende gegenüber all den Maßnahmen, die uns auch heute noch unglaublich erscheinen. In seiner Eigenschaft als Statthalter Gottes war er nach seiner Meinung berechtigt, jeden Schritt als sein Recht anzusehen. Wer sich ihm widersetzte, dem konnte es ergehen wie jenen zwanzig ostpreußischen Gutsbesitzern, die er 1725 einsperren ließ, da sie ihm nicht die vorgeschriebenen Berichte vorgelegt hatten. Nur durch solch drastische Maßnahmen war es ihm möglich, die 60 000 Hufen ostpreußischen Bodens, die er bei Übernahme der Regierung wüst liegen fand, zu besiedeln und zu fruchtbarem Land zu machen.

Fassen wir zusammen, was Weber-Krohne als Ergebnis der Arbeit dieses Königs hinstellt, dann bleibt bestehen, daß er seinen Staat unversehrt erhalten, die besten Finanzen geschaffen und seine „preußische Sache“, der er sich bedingslos unterordnete, auf einen Stand gebracht hatte wie keiner seiner Vorgänger und kein anderer Herrscher seiner Zeit in seinem Lande.

Ein letzter Hinweis auf eine weitere Geschichtsquelle soll hier noch stehen, um den Nachweis dafür zu erbringen, inwiefern das auf uns gekommene Geschichtsbild über den König Friedrich Wilhelm I. heute richtigzustellen ist.

Friedrich Reck-Malleczewen, Historiker und Arzt, räumt in seinem Buch „Sophie Dorothee — Mutter Friedrichs des Großen“ mit allen Legenden und Histörchen aus dem Leben der ersten Hohenzollern und ihren Verwandten auf. „An Gott glaubte Friedrich Wilhelm“, so heißt es hier, „aus vollem, ungebrochenen Herzen, und ich glaube, daß Könige immer vor der Wahl stehen, rückhaltlos an ihn zu glauben oder ihn rückhaltlos zu leugnen.“

•

Wer je im Leben die Gelegenheit hatte, die Stadt Potsdam zu besuchen und hier den Lustgarten zu durchwandern, der wird auch das Bronze-Denkmal Friedrich Wilhelm I., des „Soldatenkönigs“, in seiner Erinnerung behalten, das den König so darstellt, wie er im Gedächtnis der alten Potsdamer lebte. Die Zeiten ändern sich, und die Menschen ändern sich mit den Zeiten. Potsdam aber: das Stadtbild, das Schloß, die Garnisonskirche, der Lustgarten — ist zu einem unwandelbaren und unverwechselbaren

(Fortsetzung Seite 12)

Anekdoten und Berichte

Gleichgültig gegen Schmeichler

Die Bummler fürchteten sich mit Recht vor Friedrich Wilhelm; denn er konnte auch auf der Straße Menschen ohne Betätigung nicht leiden. So konnte es vorkommen, daß der König einen jungen Menschen, der gerade noch in eine Seitengasse vor ihm hatte entweichen wollen, beim Kragen packte: „Warum läuft Er davon?“ — „Weil ich mich vor Ew. Majestät fürchte.“ — „Ihr sollt mich nicht fürchten“, rief der erboste König, „lieben sollt Ihr mich!“ Und damit zog er dem Jüngling einige Hiebe mit dem Krückstock über.

Doch ansonsten war der Soldatenkönig gleichgültig gegen jede Nachrede. „Ich weiß wohl, in Wien und Dresden nennen sie mich einen Pfennigklauber und Pedanten. Aber meinen Enkeln wird es zugute kommen.“ Noch 125 Jahre später wurde diese Prophezeiung bestätigt durch die preußischen Staats-Etats.

Der erste Arbeiter

„Arbeiten müßt Ihr, so, wie ich es beständig getan, denn ein Regente, der mit Honneur in die Welt regieren will, muß seine Affairen alles selber tun, also seien die Regenten zur Arbeit erkoren und nicht zum Flaschenleeren und faulen Weiberleben.“ (Friedrich Wilhelm I. an den Kronprinzen, 1722.)

Das Porträt

Für den Sitzungssaal des Generaldirektoriums, der obersten preußischen Verwaltungsbehörde, ließ sich Friedrich Wilhelm I. porträtieren, wobei er mit dem Kommandostabe auf eine Statue der Gerechtigkeit zeigte, deren Waagschalen die Aufschrift trugen: „Kriegskasse“ und „Domänenkasse“.

In diesem Sitzungssaal hatte das Generaldirektorium früh um sieben Uhr mit dem Dienst zu beginnen. Derjenige Minister, welcher sich verspätete, zahlte 50 Thaler Strafe. Bei der dritten Versäumnis erfolgte Kassation. Die Herren arbeiteten bis sieben Uhr abends. Erst wenn diese Uhrzeit überschritten wurde, hatte die Schloßküche Anweisung, den mächtigen Männern Preußens noch eine warme Mahlzeit auf Kosten des Königs zu reichen.

Die richtige Dienstordnung

Friedrich Wilhelm I. war ein großer Nimrod vor dem Herrn. Vornehmlich sein geliebtes Jagdschloß Königswusterhausen hat jene großen Jagden auf Sauen erlebt, bei welchen der König, wie jeder Jägersmann, mit der Saufeder das Wild anging und dadurch einmal um ein Haar zu Tode gekommen wäre. Ein Eber riß ihm das Bein auf, und der König wäre beinahe verblutet.

Auf die Jagdleidenschaft des Königs spekulierend, erhob eine Forstbehörde Einspruch dagegen, daß einige Sümpfe an der Warthe trockengelegt werden sollten, um Ackerland zu gewinnen. Die Behörde legte dar, daß vornehmlich das Schwarzwild unter dieser Melioration leiden würde. Friedrich Wilhelm aber antwortete kurz: „Besser Menschen als Schweine!“

In einem Edikt vom 16. Oktober 1717 verbot Friedrich Wilhelm, an irgend jemand Vorspann zu geben, wes Standes er auch sei, ohne des Königs oder der obersten Behörde Anweisung. Der König erklärte: „Ich will nicht, daß die Herren Räte in den Provinzen meiner Bauern Pferde spazieren fahren.“

Aus Herbert Blank „Unter dem schwarzen Adler“, Holsten-Verlag, Hamburg.

Wir gratulieren!

Goldene Hochzeit

Eheleute Paul **Kühnast** und Pauline, geb. Kaminski, aus Rosenberg/Westpr., am 17. Juli in Bahlburg, Kreis Winsen.

Eheleute Paul **Perseke** und Elisabeth, geb. Lübeck aus Schönwarling (Danziger Höhe) am 17. Juli in Adelebsen, Kreis Göttingen. Der Jubilar hat als Schlachtermeister an seinem neuen Wohnort 1952 die Schlachterei Eggers erworben und versieht hier seit 1947 das Amt des Kirchenvorstehers in der evangelischen Kirchengemeinde.

96. Geburtstag

Wwe. Auguste **Kallweit** aus Wanniglauken, Kreis Insterburg, am 15. Juli als älteste Einwohnerin der Gemeinde Steinfeld i. O.

90. Geburtstag

Postbetriebsassistent Otto **Benkmann** aus Königsberg am 18. Juli in Delmenhorst, Arthur-Fitger-Straße 3.

87. Geburtstag

Elsbeth **Tribukait**, geb. Baumann, die Gattin des 1941 in Königsberg/Pr. verstorbenen ostpreußischen Pfarrers Hans Tribukait, am 27. August in Berlin. Die Jubilarin ist seit Bestehen der „Ostpreußen-Warte" unsere treue Abonnentin.

August-Geburtstagskinder in Flensburg

Margarete **Szengel** aus Königsberg/Pr. am 1. August 70 Jahre, heute wohnhaft Fruerlunderstraße 6;
Martin **Simoneit** aus Memel am 3. August 70 Jahre, heute wohnhaft Friedheim 11;
Marta **Felsner** aus Insterburg am 6. August 80 Jahre, wohnhaft Lager Trollsee, Baracke 1;
Ferdinand **Schoettke** aus Pillau am 2. August 83 Jahre, wohnhaft Apenrader Straße 8;
Emma **Böhnke** aus Ebenrode am 16. August 70 ,ahre, wohnhaft Munketoft 22;
Albert **Gubbey** aus Spirgsten, Kreis Lötzen, am 24. August 75 Jahre, wohnhaft Johannisstraße 29.

Allen Jubilaren wünscht das Heimatblatt „Ostpreußen-Warte" recht viel Glück und auch weiterhin beste Gesundheit.

Auswandererland Deutschland

Die Bundesrepublik hat in den letzten Jahren unter den europäischen Auswandererländern den zweiten Platz eingenommen. Von der zwischenstaatlichen Organisation für Auswanderung aus Europa wurden von 1951 bis 1958 241 000 Menschen aus Italien und 195 000 aus der Bundesrepublik in neue Heimstätten nach Übersee gebracht. Die Organisation beförderte in der Zeit ihres achtzehnjährigen Bestehens insgesamt 850 000 Personen von Europa nach Übersee.

Schleppende Aussiedlung

Seit dem Beginn einer geregelten Aussiedlung von Deutschen aus Polen und den polnisch verwalteten Gebieten, also seit 1950, sind bis Ende Mai 1959 insgesamt 289 035 Deutsche in die Bundesrepublik umgesiedelt worden, davon im Jahr 1958 117 550 Personen und in den ersten fünf Monaten dieses Jahres 13 105. Seit die Sammeltransporte im Februar dieses Jahres eingestellt wurden, ist die Zahl der monatlich als Einzelreisende eintreffenden Deutschen stark abgesunken. Gegenüber dem Monatsdurchschnitt des Jahres 1958 von 9800 Aussiedlern, lag der Durchschnitt am Anfang dieses Jahres bei 2600. Das Deutsche Rote Kreuz hat noch rund 34 000 nicht erledigte Rückführungsfälle registriert, die unter das deutsch-polnische Abkommen über die Familienzusammenführung fallen und die über 100 000 Personen betreffen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Umsiedlungsaktion noch in diesem Jahr abgeschlossen wird.

Die Umsiedlung von Deutschen aus dem Sowjetunion hält sich seit Beginn der Aktion im April 1958 auf einem Monatsdurchschnitt von 460 Personen. Es wird nicht damit gerechnet, daß mehr als 6500 Umsiedler in diesem Jahr in die Bundesrepublik heimkehren können. Das bedeutet, daß die Umsiedlungsaktion noch ein bis zwei Jahre dauern wird. Die Umsiedlung aus Rumänien hat einen kaum nennenswerten Umfang. Die Zahl der monatlichen Einzelreisenden übersteigt selten zehn oder 15 Personen. Alle Bemühungen deutscher Stellen, die Rückführung auf vertraglicher Grundlage wieder zu beleben, sind bisher ohne Erfolg geblieben. Aus der Tschechoslowakei kommen zur Zeit im Monatsdurchschnitt etwa dreißig Personen. Es besteht kaum eine Aussicht, die tschechischen Behörden zu einer großzügigeren Erledigung der vielen tausend Aussiedlungsanträge zu bewegen.

Verkauf des Inhalts von Paketen unzulässig

Seitens der obersten Gerichtsbehörde in Warschau ist entschieden worden, daß ein Bewohner der Volksrepublik Polen sich eines Devisenvergehens schuldig macht, wenn er von einem Ausländer Pakete mit der Weisung entgegennimmt, den Inhalt zu verkaufen und den Erlös dritten Personen zu übermitteln. Dagegen wurde es ausdrücklich als erlaubt bezeichnet, daß der Inhalt von Auslandspakten an Verwandte und Bekannte des Empfängers verteilt wird.

Pfarrer Richard Rischewski

Goldenes Priesterjubiläum

Am 4. Juli beging in Duderstadt ein verdienter ostpreußischer Priester sein goldenes Priesterjubiläum. Pfarrer i. R. Richard Rischewski stammt aus dem Ermland. Er wurde am 1. Dezember 1881 in Braunswalde, Kreis Allenstein, geboren und wohnt heute in aller Stille bei seinen Angehörigen, den Geschwistern Rischewski in Duderstadt.

Der Jubilarpriester besuchte das Gymnasium in Allenstein und Braunsberg und wurde im Dom zu Frauenburg zum Priester geweiht. Dann übernahm er die Seelsorge in Memel und Winschill. Unter schwierigen Verhältnissen wirkte er später als Pfarrer in Ribkoje-Memelland. Von 1940 bis zur Vertreibung im Jahre 1945 versah er seinen Dienst in Deutsch-Damerau in Westpreußen. Später war Pfarrer Rischewski in Breitenbach im Obereichsfeld tätig, dann zwei Jahre lang als Kooperator in Gieboldehausen und anschließend in der Diözese Paderborn.

Nach einer schweren Operation mußte er pensioniert werden und kam im November 1958 nach Duderstadt. Hier kann er mit besonderer Vergünstigung des Hl. Vaters in einer kleinen Privatkapelle täglich die hl. Messe zelebrieren. Bischof Heinrich Maria ehrte den Jubilar zu seinem goldenen Priesterjubiläum mit einem persönlichen Besuch.

Aufbaudarlehen für 1 Mill. Wohnungen

Seit 1953 rund 3½ Millionen Wohnungen gebaut

Seit 1953 wurden mit Aufbaudarlehen aus dem Lastenausgleich, die den Geschädigten zur Ergänzung oder zum Ersatz fehlender Eigenmittel im Wohnungsbau gewährt werden, eine Million Wohnungen gefördert. Auf diese Weise konnten 3,3 Millionen Geschädigte in menschenwürdigem Wohnraum untergebracht werden. Fast die Hälfte dieser Wohnungen, nämlich 48 Prozent, steht im Eigentum von Geschädigten, die mit Hilfe des Aufbaudarlehens zerstörten oder beschädigten Grundbesitz wiederherstellten, Ersatzbauten für verlorenen Grundbesitz errichteten oder Eigentum neu erwarben. Zur Finanzierung der Wohnungen wurden Aufbaudarlehen in Höhe von 3,4 Milliarden DM für Geschädigte als Bauherren oder als Mietanwärter bewilligt. 183 Millionen DM flossen aus dem Härtefonds. Etwa ein Drittel des Gesamtbetrages wurde als Sammeldarlehen zur Durchführung größerer Baumaßnahmen vergeben. Zum Vergleich sei angeführt, daß in der Bundesrepublik und in West-Berlin seit 1953 insgesamt etwa 3,4 Millionen Wohnungen gebaut worden sind.

Königsberger  Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 8 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — August 1959

Getreu bis in den Tod

Vor 25 Jahren wurde Hindenburg im Tannenberg-Denkmal beigesetzt

In das in mancher Beziehung schicksalhafte Jahr 1934, das wir vor nun einem Vierteljahrhundert durchlebten, fällt auch ein Ereignis, das uns Ostpreußen in besonderem Maße bewegte: der Tod Hindenburgs, des „Alten vom Preußenwalde". Nachdem er gerade noch vor einem Jahr — am 27. August 1933 — eine besondere Ehrung in dem ihm geweihten Tannenberg-Denkmal für seine wahrhaft geschichtliche Tat, nämlich die Rettung des ganzen deutschen Ostens und damit unserer Heimatprovinz im 1. Weltkrieg, erleben durfte, lag nun, da man sich anschickte, die 20. Wiederkehr der Schlacht von Tannenberg festlich zu begehen, der Schatten des Todes darüber.

Hindenburg war am 2. August 1934 heimgegangen zur Großen Armee. Ihm, dem Vertreter einer großen Vergangenheit, war noch zuletzt in feierlicher Form als Schenkung des Landes die Domäne Langenau und Forst Preußenwald zur dauernden Vereinigung mit dem angrenzenden Altbesitz Neudeck in Ehrfurcht und Dankbarkeit übereignet worden.

Jetzt bewegte sich in der Nacht zum 7. August 1934 von jenem Neudeck aus, vom Schein zahlloser Fackeln umglänzt, der Trauerzug zum Tannenberg-Denkmal hin, das ja schon bei seiner Errichtung im Jahre 1927 zur späteren Grabstätte für den großen Feldherrn ausersehen worden war. Eine Lafette trug den Sarkophag. Der stille Zug ging über das Schlachtfeld, auf dem zwanzig Jahre zuvor Paul von Hindenburg sich mit dem Siege von Tannenberg seinen Platz in der deutschen Geschichte erkämpft hatte.

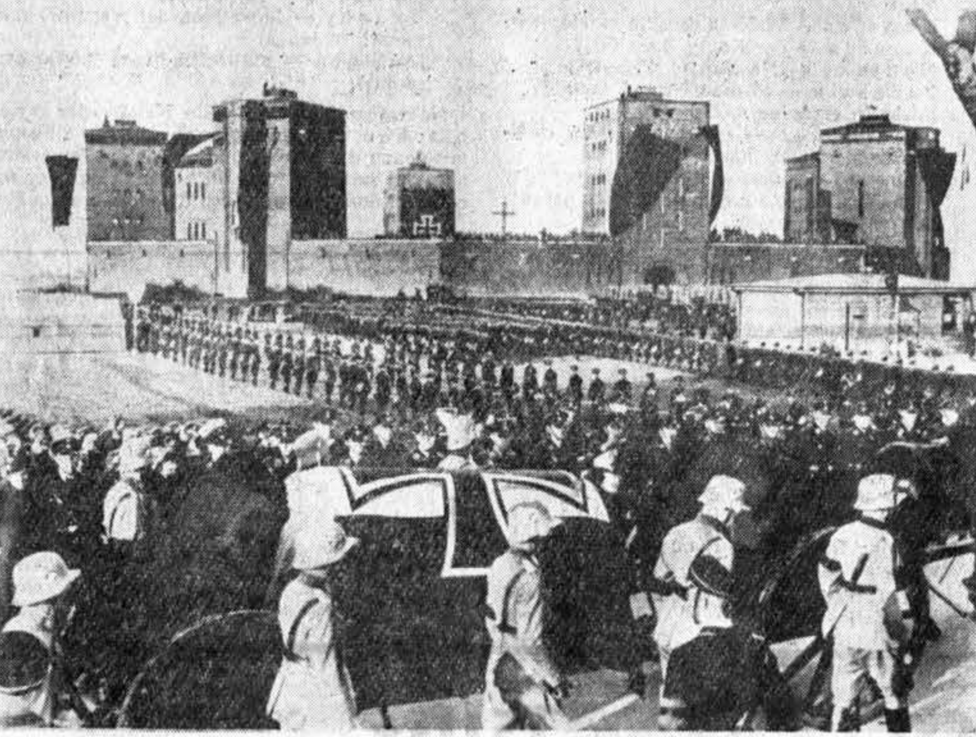
Der Idee folgte die Tat: der Erstlingsaufruf an die deutsche Lehrerschaft und an die Be-

Am folgenden Tage schloß sich die feierliche Beisetzung mit dem ganzen militärischen Gepränge an, das einem Feldherrn seines Ranges zukam. Den Turm, unter dem die Gruft für Hindenburgs Sarkophag errichtet war, verhüllte schwarzes Tuch, während von allen Türmen Trauerfahnen wehten. Offiziere trugen den Sarg, den die alte Reichskriegsflagge deckte, in den Ehrenhof. Die alten Fahnen der ostpreußischen Regimenter neigten sich. Der evangelische Feldbischof der Wehrmacht sprach über das Bibelwort, das der Tote selbst für diese Stunde bestellt hatte: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben". Von fern klangen die Glocken von Hohenstein, wie sie vor kaum einem Jahr den Lebenden gegrüßt hatten. Wer damals von uns Älteren jene Stunde miterleben konnte, wird sie unvergessen mit sich tragen.

Am Eingang des Tannenberg-Denkmals aber waren, in Erz gegossen, jene Worte Hindenburgs zu lesen, die er bei der Grundsteinlegung aus einer tiefen persönlichen Überzeugung heraus ausgesprochen hatte: „Nicht Neid, Haß oder Eroberungslust gaben uns damals die Waffen in die Hand. Der Krieg war uns vielmehr das äußerste, mit den schwersten Opfern verbundene Mittel der Selbstbehauptung einer Welt von Feinden gegenüber. Reinen Herzens sind wir zur Verteidigung des Vaterlandes ausgezogen, und mit reinen Händen hat das deutsche Volk das Schwert geführt. Möge an diesem Erinnerungsmale stets innerer Hader zerschellen; es sei eine Stätte, an der sich alle die Hand reichen, welche die Liebe zum Vaterland beseelt, und denen die deutsche Ehre über alles geht."

Als Grabmal des Siegers erfüllte das Tannenberg-Denkmal von nun an seinen tiefsten Sinn, bis auch dieses einzigartige Bauwerk durch den Haß fremder Besatzung der Zerstörung überliefert wurde. Die Särge Hindenburgs und seiner Gattin aber, die in letzter Minute in Sicherheit gebracht wurden, befinden sich heute im Dom zu Marburg an der Lahn, fernab von unserer Heimat, in der Hindenburg seine letzte Ruhe finden wollte.

Dr. R. Pawel



Auf einer Geschützlafette wird der Sarg des Siegers von Tannenberg in feierlichem Zuge am 7. August 1934 in das Ehrenmal eingebracht. Foto Pawel

Die kleine Anekdote

Im Jahre 1866 wütete die Cholera in der Tucheler Heide. Die Wilddiebe atmeten auf, denn sie sollte auch ihren erbittertsten Gegner, den Förster Dobelke, hinweggerafft haben. Nachdem die Seuche abgeklungen war, machte sich der Oberförster auf, um in Dobelkes Revier nach dem Rechten zu sehen. Zu seiner Überraschung fand er den Totgesagten, die halblange Pfeife im Munde, vor der Tür des Forsthauses sitzen. „Da sind Sie ja noch, Dobelke!" begrüßte ihn der Oberförster. „Das ist ja wunderschön! Ich hatte gehört, Sie seien gestorben." „Aber Herr Oberförster!" antwortete schwer gekränkt der brave Förster, „Wie konnten Sie das von mir glauben! Sie wissen doch, daß ich Ihnen so Wichtiges sofort gemeldet hätte!"

Große Deutsche über Königsberg

Ernst Moritz Arndt (1813)

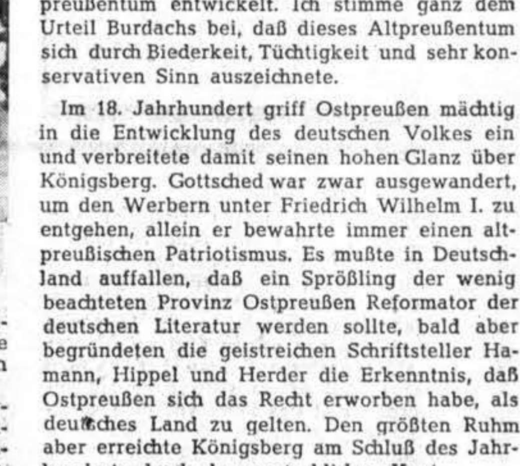
Fürstin der Begeisterung

Ich wohnte und lebte in dem Hause der Gebrüder Nicolovius, die mit Leib und Seele mit den Besseren ihres Vaterlandes strebten. Ich lebte viel im Hause eines Jugendfreundes, des Doktors Wilhelm Motherby, bei welchem sich der Glanz der jugendlichen Welt versammelte, tapfere und begeisterte Jünglinge: seine Brüder, die Motherby, Friccius, von Fahrenheit, von Bardeleben und andere, die dem Vaterlande in der Not nicht gefehlt haben, ich lebte die meisten Königsberger Abende in dem Hause des Kanzlers Freiherrn von Schrötter, des Gemahls einer Dohnaschen Schwester. Dort wohnte die herrliche Julie Scharnhorst, Gräfin Friedrich zu Dohna, die schönste Erbin des väterlichen Geistes. Sie war die rechte Fürstin der Begeisterung, damals von Jugend, Schönheit und Seelenhoheit strahlend. In diesem Hause versammelten sich die Dohna sehr oft und was durch Würdigkeit, Gelehrsamkeit und Tapferkeit in Königsberg ausgezeichnet war. — Auch sah ich oft den Geheimen Kriegsrat Scheffner, einen schönen, liebenswürdigen Greis, Zögling des Siebenjährigen Krieges und seines Nachwuchses, weiland Freund und Genoß von Hamann, Kant und Hippel, berühmt durch seinen Geist und Witz. Auch seine Redlichkeit und seinen Verstand hielten die Weisen in Ehren.

Karl Ernst von Baer (um 1830)

Eine Art Sibirien

Die Universität zu Königsberg war bis nach dem Tode von Kant gar sehr vom Staate vernachlässigt. Die Königsberger behaupteten, Ostpreußen würde von Berlin aus als eine Art Sibirien behandelt, blieben dabei doch die treuesten Anhänger des Königshauses und die eifrigsten Verfechter der preußischen Ehre, weil sie sich mit Recht als die Wiege betrachteten, so nahmen sie an der Größe des ausgewanderten Sprößlings den herzlichsten Anteil und waren also Patrioten, wie sie der Staat nur wünschen konnte. Allein bei dem schwierigen und seltenen Verkehr damaliger Zeit hatte sich auch ein Lokalpatriotismus als Altpreußentum entwickelt. Ich stimme ganz dem Urteil Burdachs bei, daß dieses Altpreußentum sich durch Biederkeit, Tüchtigkeit und sehr konservativen Sinn auszeichnete.



Im 18. Jahrhundert griff Ostpreußen mächtig in die Entwicklung des deutschen Volkes ein und verbreitete damit seinen hohen Glanz über Königsberg. Gottsched war zwar ausgewandert, um den Werbern unter Friedrich Wilhelm I. zu entgehen, allein er bewahrte immer einen altpreußischen Patriotismus. Es mußte in Deutschland auffallen, daß ein Sprößling der wenig beachteten Provinz Ostpreußen Reformator der deutschen Literatur werden sollte, bald aber begründeten die geistreichen Schriftsteller Hamann, Hippel und Herder die Erkenntnis, daß Ostpreußen sich das Recht erworben habe, als deutsches Land zu gelten. Den größten Ruhm aber erreichte Königsberg am Schluß des Jahrhunderts durch den unsterblichen Kant.

Alexander Jung (1846)

Poesie des Südens

Und wenn nun an einem dieser wahrhaft italienischen Sommerabende unseres nordischen Klimas drüben in den Gärten die Concerte erwachen und durch den Äther vibrieren, wenn die Schwäne auf dem schwarzen Gewässer wie weiße Najaden lautlos sich heranwiegen, wenn die Gondeln mit ihren Sängern, mit fröhlichen Lichtern vorbeiplätschern, während über den Westhimmel ein breites Wetterleuchten zuckt, wenn dazwischen die Champagner-Korke knallend in die Luft fahren, wenn der ganze Feuerhimmel der Gartenbeleuchtung unten im Wasser wie ein Licht-Echo noch einmal zurückzittert, wenn das Volk scharenweise über die langgestreckte Brücke zieht und steht und hinüberlauscht, wenn die Jodler in den Gondeln sich hören lassen und nun drüben eine wilde Janitscharen-Musik plötzlich losschmettert und alles zum Schweigen bringt, bis sie selbst wieder einer einsam klagenden Flöte aus einem der letzten Gärten zurückweicht, dann atmet das nächtliche und sonst so praktisch-verständige Königsberg von dieser Schloßteich-Partie aus eine Poesie des Südens, die es begreiflich macht, wie einst Werner, wie Hoffmann, wie alle dichterische Naturen bis auf den heutigen Tag in unserm Königsberg auch für ihr Lebenselement eine so reichliche Ausbeute finden können.



Von Dr. Max Rohwerder

Was soll der „Drudenfuß" als Überschrift?

Nun, das Dreieck ist heuzutage kein Geheimzeichen mehr, das nur Eingeweihte kennen; es heißt „Deutsche Jugendherbergswerk" und ist nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt bekannt.

Das DJH feierte in diesem Jahre am 31. Mai seinen 50. Geburtstag. An diesem Tage eilten aus allen Himmelsrichtungen die Gratulanten zur stattlichen Burg Altena, der Weltjugendherberge, und legten dort dem Geburtstagskinde ihre Wünsche und Gaben nieder.

Und — welch seltenes Glück — nicht nur das Kind konnte diese Wünsche und Gaben entgegennehmen, sondern auch der Vater: Richard Schirrmann, der am 15. Mai dieses Jahres 85 Jahre alt geworden ist. Und deshalb müssen in erster Linie wir Ostpreußen an diesem Jubelfeste teilhaben, denn Richard Schirrmann ist ein Kind unserer Heimat.

Es gibt wohl nur wenige, die sein gigantisches, weltumspannendes Werk nicht kennen, und es gibt Millionen und Abermillionen, die es als Wanderer benutzt haben; aber es gibt leider auch eine große Zahl von Menschen, die wohl das Kind, nicht aber den Vater kennen.

Daher vorerst ein paar nackte Zahlen und Tatsachen. Richard Schirrman begann seine Laufbahn als kleiner Dorfschulmeister in Königshöhe, Kreis Lötzen, einem unscheinbaren Masurendorfe, wo ich das ABC von ihm lernen durfte. Damals schon machte der jugendfrische Mensch, der dem Alkohol und Nikotin abhold war — eine nicht alltägliche Erscheinung der neunziger Jahre — mit uns Jungen mehr als andere seines Berufes: er turnte, schwamm und wanderte mit uns durch Masurens „dunkle Wälder". Die Versetzung nach Gelsenkirchen, der „Perle" des Kohlenreviers, zeigte ihm den krassen Gegensatz der beiden Landschaften: hier Wälder, Seen und Sonne, dort Schornsteine, Hochöfen und graugelbe Luftschwaden. Aus dieser Not der Jugend im Ruhrgebiet entsprang seinem Kopf wie Athene aus dem Haupte des Zeus der Gedanke des Deutschen Jugendherbergswerkes. Es war der 26. August 1909, als der junge Lehrer auf einer Wanderfahrt im Dorfe Bröl im Bröltal auf Haferstroh in der Schulstube des Kollegen Franz Gerling mit seinen Schulbuben nächtigte.

„Das Unwetter tobte während der ganzen Nacht", so erzählt er selbst, „mit Blitz und Donnerschlag, mit Sturm und Wolkenbruch und Hagelprasseln, als wenn die Welt untergehen sollte. Während die wandermüden Jungen fest schliefen, lag ich hellwach. In dieser schlaflosen Nacht fuhr mir der Gedanke durchs Gehirn: **J e d e m w a n d e r w i c h t i g e n O r t i n T a g e s m a r s c h a b s t ä n d e n g l e i c h S c h u l e u n d T u r n h a l l e a u c h e i n e g a s t l i c h e J u g e n d h e r b e r g e z u e r r i c h t e n z u r E i n k e h r f ü r d i e w a n d e r f r e u d i g e J u g e n d D e u t s c h l a n d s o h n e U n t e r s c h i e d !**"

Der Idee folgte die Tat: der Erstlingsaufruf an die deutsche Lehrerschaft und an die Behörden in Stadt und Land für ein a l l g e m e i n e s d e u t s c h e s S c h u l w a n d e r n. Die weitere Entwicklung ist bekannter, weil Millionen der noch lebenden Zeitgenossen sie am eigenen Leibe verspürt haben. Die deutsche Lehrerschaft folgt dem Bahnbrecher willig, es fanden sich Tausende von Helfern, unter denen in vorderster Linie Wilhelm M ü n k e r, der Industrielle aus Hilchenbach in Westfalen, genannt werden muß. Er schaffte der stürmenden Idee des Feuerkopfes den materiellen Untergrund: den „Schulgroschen" von 1 Pfennig je Monat und den „Fünfpfennigsatz" der Behörden in Stadt und Land. Das war die „schöpferische Zeit des DJH" seit der festen Währung (1923) nach dem ersten Weltkrieg.



Richard Schirrmann im Alter von 51 Jahren, gezeichnet von dem ostpreußischen Maler Robert Budzinski (1925).

Im Jahre 1933 umfaßte das Werk 2000 Herbergen mit 4½ Millionen Übernachtungen, davon 1100 im Bereiche der heutigen Bundesrepublik. 1958 zählte man erst wieder 720 Herbergen, jedoch 8½ Millionen Übernachtungen. Über 4 Millionen angemeldete Gäste mußten wegen Raummangel abgewiesen werden.

1932 schuf Richard Schirrmann zusammen mit ausländischen Freunden das „I n t e r n a t i o n a l e J u g e n d h e r b e r g s w e r k", das mit über 3000 Jugendherbergen und einer Übernachtungsziffer von jährlich 14 Millionen in 35 Ländern auf allen fünf Kontinenten festen Fuß gefaßt hat und im bewußten „Friedenswandern" über alles Trennende in der Welt an Völkerverständigung und Weltfrieden in aller Stille mitarbeitet.

„Wanderschuhe friedliebender Jugend müssen und werden den Kriegswahnsinn aller Raubtierstaaten niederwandern helfen und den länderverheerenden Soldatenstiefeln den Garaus machen", so sprach Richard Schirrmann im August 1958 bei der Weltausstellung in Brüssel zum Internationalen Jugendherbergskongreß von 30 000 Zuhörern im großen Stadion von Brüssel mit jugendlichem Feuer und Mut.

Der unermüdliche Herbergsvater von 85 Jahren weilte vor kurzem in England, eingeladen vom englischen Jugendherbergswerk, wo am 25. Mai die Großjugendherberge in London von Königin Elisabeth persönlich eingeweiht wurde.

Weiß das Ausland die Bedeutung und weltweite Wirkung des Riesenwerkes der Jugendherbergen besser zu würdigen? Ich habe in Deutschland erstmalig am 31. Mai einen gleichhohen Gast feststellen können: Bundespräsident Theodor Heuss war persönlich zu der Jubelfeier erschienen und wußte als oberster Schirmherr und alter Wanderer das große Werk unseres Landsmannes zu würdigen.

„So heissen wir" / Kleine Betrachtung über ostpreußische Familiennamen

Unter dieser Überschrift erfreute uns Dr. Lau in seinem neuesten Bändchen „Ei kick dem!" mit einem launigen Gedicht über unsere Familiennamen. In dieser Fülle der typisch ostpreußischen Namen unserer Freunde, Bekannten und Verwandten steigt die Heimat wieder vor uns auf mit ihrer ganzen bunten Sprachenvielfalt. Einige wenige Namen sind die Reste einer untergegangenen Sprache, nämlich die der alten Preußen oder Pruzzen. Diese Namen ragen besonders als einsame Sprachdenkmäler einer längst vergangenen Zeit in die unserige hinein. Es macht dem Sprachforscher immer wieder Freude, auf solche Kleinodien zu stoßen und ihre Herkunft und Bedeutung zu ergründen.

In unserem Gedicht sind es vier solcher Namen: Kerwien, Quedenau, Raudschus und Romeike. Sie sind schon von den alten Pruzzen Kerwe, Kwedenowe Raude und dem Adligen Romeike als Vornamen und hernach als Stammesnamen getragen worden.

Die meisten der im Gedicht angeführten Familiennamen verdanken wir dem Brudervolk der Pruzzen, den Litauern. Auch sie gehen zum größten Teil auf Vornamen zurück:

Albat — Abwandlung des lit. Männernamens Albas;
Albien — der kleine Albas;
Adomeit — Adamssohn (Adomas, Adam)
Baltruschat — Bartels Sippe (Baltras Bartholomäus);
Bartoleit — Bartelssohn;
Brassat — Brosius (aus Ambrassat Ambrosius);
Endrissat — Heinrichs oder Heinrici (lit. Endrysas);
Enderweit — Heinrichorter (aus Endrius Heinrich und wietas Ort);
Jessat — Abwandlung des Männernamens Gesse (auf deutsch: Schal);
Lukat — Lukas;
Laurinat — Lorenz; Abwandlung vom lit. Liaurynas;
Tobien — Tobias (vielleicht auch von tubinis = etwas von Filz Gemachtes oder pruzzischen Ursprunges);
Rudat — Abwandlung des lit. Männernamens Rudaites (vielleicht aber auch von rudà = Erz, also Erzarbeiter);
Petereit — Peter mit der lit. Endung „eit".

Vom pruzzisch-litauischen Kultus haben wir die Namen erhalten:

Perkuhn — Gott des Donners (merkunos)
Padeffke — Abgott, Götze (padièwis).

Viele Namen gehen auf Tätigkeiten zurück. So bedeuten:

Bittihn — Bienenzüchter (bitė = Biene);
Krapat — Krauter (krapas = Kraut);
Kadereit — Lumpenmann (kadariai = Lumpen);
Keiluweit — Kürschnerorter (kailius = Kürschner und wietas = Ort);
Kinat — Schweineknecht (kinis = Schweinelager);
Krauledat — Aderlasser (krauleidys = zur Ader lassen);
Oschkenat — Ziegenfleischer (oßkiena, Ziegenfleisch);
Podschus — Töpfer (pudzius);
Schneidereit — Schneider mit der lit. Endung „eit";
Tolksdorf — Dolmetscherdorf (tolk = Dolmetscher);
Uredat — Amtmann (uredas = das Amt);
Wartat — Wächter (wartas).

Wie alle anderen Völker haben auch die Litauer ihre Nachbarn mit Eigenschaften bedacht, die als Namen an ihnen hängen geblieben sind:

Domscheit — 'Kluge's Sohn (dumzius, kluger Denker, Ratsherr);
Duscheleit — des Dicken Sohn (duzas, dick);
Kemsies — Vielfraß (kemßu = stopfen);
Karalus — der König (karalius);
Naujoks — Neuling (naujokas);
Padubrin — Filzhaar-Schopf (patubis = Filzhaar; czubrine = Schopf);
Preugschat — Bräutigam; auch zweiter Ehemann (preikßas);
Paprotta — Gewohnheit (paprotys) oder auch Farnkraut nach dem polnischen paproc;
Quoß — unbedacht (kwosus);
Rimkus — ruhig (rimoju);
Supply — Abgerissener (suplyßelis);
Smelkus — fein, stolz (smulkas);
Uschkoreit — 2. Ehemann; eigentlich Aufbauer, Anzünder als Scherzwort gebraucht (ußkuraitis, ußkurys);
Weikies — schnell, flink (waikas, waikus);
Zipplies — Gaffer (zioplys = wer Maulaffen feilhält);
Beyrau — schimpfen (bariau) ?
Rinnau — schlucken (rynu) ?
Schlobies — ersticken (slobiu) ?

Nach der Lage des Hauses entstanden Namen wie:

Gallinat — der Letzte in der Reihe (galinis);
Susat — der Nachbar (susedas) ?
Weschkalnies — Am Bergpfad (wèzas = Abweg; kalninis = zum Berge gehörig).

Von Gegenständen des täglichen Lebens mögen die Namen herrühren:

Besmehn — Schnellwaage (bezmėnas);
Dirschus — Riemen (dirzas);
Maguhn — Schlafbank (maigunas); vielleicht auch Abwandlung des pruzzischen Männernamens Mage;
Krakuhn — Schwarzspecht (krakis) ?

Auch Teile des Körpers mußten als Namen herhalten:

Pakschies — Nacken (pakaßis);
Pannapies — Fingerkuppe (panages).

Die Siedler aus den deutschen Stammlanden brachten Namen mit wie:

Engelien — Englein (mittelhochdeutsch: engelin);
Gutzeit — Gute Zeit;
Trostmann — Bürge, Helfer (mittelhd.: trôst = Vertrauen, Mut, Hilfe, Bürgschaft);
Weller — 1. Former; der durch Wellen mit der Hand eine weiche Masse bleistiftförmig gestaltet (althochd.: wellan = wälzen; mittelhd.: wolgern); 2. Wähler (mhd.: welaere von wellen, welen = erwählen);
Krispien — Krauskopf (lat.: geht auf den Hl. Crispien zurück, den Schutzpatron der Schuhmacher).

Von den Salzburger Einwanderern erzählen folgende Namen: Embacher, Hofer, Meyhofer, Obersteller, Obgartel, Polfner, Riedelsberger, Sinnhuber, die einer späteren Betrachtung vorbehalten bleiben mögen.

Die Aufnahme der Hugenottenflüchtlinge bereicherte unsere Sprache auch noch um solche Familiennamen französischen Ursprungs:

de la Chaux — von Kalkstein;
Fornaçon — Kalkbrenner;
Genée — gequält (gênée)
Jenett — Hannchen (Jeanette);
du Maire — von Meier;
Venohr — Jäger (vom lat. venator, bzw. venari = jagen);
Mattern — mütterlich (vom latein. maternus);

Naturgemäß fanden viele Namen der polnischen und russischen Nachbarn Eingang, mit denen die Litauer und später die Deutschen dauernd zu tun hatten, sei es im Krieg oder sei es in Friedenszeiten. Auch diese Namen gehen auf Vornamen, Tätigkeiten, Eigenschaften und Dinge des täglichen Lebens und der Natur zurück:

Adamczik — Adamsohn;
Bernatzki — Böttcher (bednarz) ?
Chlupka — Bäuerlein (clop, bzw. chlopek);
Dorka — Pferdedecke (derka);
Gemballa — Mündchen, Mäulchen (gebula);
Grabowski — Grab, Weißbuche;
Guttowski — fertig, bereit (gotow);
Gramattke — Grammatiker, Gelehrter (gramatyk) ?
Jankowski — Johann (Janko, Jan);
Jakubzig — Jakobsohn;
Juschka — Josef ?
Kaminski — Stein (kamen);
Kempa — kleines Werder;
Kornatz — Borkenkäfer (kornik) ?
Koslowski — Bock;
Kowalewski — Schmied (kowal = Schmiede);
Kulinna — Schneeballstrauch (kalina);
Konopatzki — kalfatern (konopaczyc, Fugen an Holzschiffen abdichten; griech.-ital.-niederländ. Ursprungs);
Laskowski — Wäldchen (lasek);
Milewski — lieb (mily);
Majewski — Plage, schwere Arbeit russisch: maja) ?
Mrowka — Ameise (mrówka);
Nadolny — Unterländer (nadolny);
Odloschinski — Brachfeld (odlug) ?
Opalka — Korb;
Puzicha — Pausbacke (puca) ?
Piontek — Freitag;
Philippzig — Philippsohn;
Potrek — Peterchen (Piort = Peter ?
Rogowski — Horn (rog);
Rogalski — Hörnchen (rogal);
Salewski — Schierling (russ.: salew);
Wieczorrek — Abendgesellschaft;
Woytewitz — Dorfschulze (wojt);
Wessolowski — lustig, fröhlich (wesoly);
Willimzig — Wilhelmsohn;
Mazannek — dürfte das litauische mazynikas = klein, sehr klein im polnischen Gewande sein, ebenso wie der polnische Name
Gromelski — das litauische gromuliuju = wiederkäuen, enthalten mag.

So hat der heimatbesessene Etymologe sich redlich bemüht, die Rätsel um alle angeführten Familiennamen zu lösen und hofft, damit einen beischeidenen Teil zum Verständnis unserer Heimatsprache beigetragen zu haben.

Susanne Gissing

FRANZ ERDMANN

Eiche



Aus dem Zyklus „Bäume der Heimat"

Uralte Recken des Wald's, Baumriesen ungeschlacht,
hundertfüßig verkrampft tief in den klammernden Grund
hoch mit gewaltigen Stamm, borkig und tiefrissig rauh,
trotzend dem wütenden Sturm, Sinnbild der Ewigkeit ihr,
tausendjährig und mehr, strotzend von Fülle und Kraft,
dreißig Geschlechter zumeist dauert ihr wuchtig und stark.
Stolz in die Breite gereckt, streckt ihr die Äste hervor,
knorrig und störrisch im Wuchs, üppig vom Laube umgrünt.
Kronen, mächtig und schwer, herrlich umflutet vom Licht,
schwingen zur Erde hinab, weitausladend und tief. —
Schön im Wandel der Zeit grünte der Auwald empor,
dunkel rauschender Wald, prachtvoller Eichenbestand.
Wo der Auerochs einst schaurig den Urwald durchbrüllt',
röhrt heute der König des Wald's, Heidestapfer, der Hirsch,
und das Wildschwein voll Lust schwelgt in der Eichelmast.

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Nur wenige Jahre waren Heinrich von Plauen vergönnt, sein hohes Amt zu führen. Dem kometengleichen Aufstieg folgte ein umso tieferer. Sturz. Nach einem wildbewegten Leben voller Enttäuschungen und tiefster Erniedrigungen ist er, gebrochen an Leib und Seele, als Gefangener seines Ordens auf der Burg Lochstädt gestorben. Man hat es ihm nicht gedankt, daß er in schwerster Notzeit den Ritterorden und das Land vor dem sicheren Untergange gerettet und dem Vordringen des Slawentums Einhalt geboten hat. Ist die Schuld Heinrichs von Plauen wirklich so groß gewesen, daß man ihn so grausam strafen mußte? Sie ist wohl mehr im menschlichen Versagen des Hochmeisters zu suchen, der nicht abgeklärt genug gewesen ist, ein großes Werk gegen alle Widrigkeiten zu Ende zu führen, da er mehr Krieger als gewandter Diplomat war. Dazu kam der Neid der immer noch mächtigen Ordenshierarchie, die es nicht verwinden konnte, daß ein bis dahin unbedeutender Komtur zu dieser glänzenden Stellung emporgekommen war. Sie legte ihm jede Handlung als staatsfeindlich aus, obwohl Plauen wie selten einer von glühender Vaterlandsliebe beseelt war. Als ihm König Wladislaw von Polen zu seiner Inthronisierung eine Glückwunschadresse sandte, hat man Heinrich von Plauen dieses später als hochverräterische Beziehungen zu Polen vorgeworfen. Allerdings hat der Einzelgänger nie vermocht, sich wahre Freunde zu erwerben. Die Zeitgenossen schildern Plauen als einen Mann von schroffem, herrischem Wesen, innerlich zerrissen, starrköpfig bis zur Selbstvernichtung; die Geschichte nennt ihn den unglücklichen Hochmeister. „Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte", dieser Ausspruch in Schillers Wallenstein könnte voll und ganz auf Heinrich von Plauen zutreffen.

Als Folge des nur kurze Zeit dauernden „großen Krieges", wie ihn der Chronist nennt, herrschten furchtbares Chaos und Hungersnot im Lande. Das verängstigte „gemeine" Volk murrte, Bürgerschaft und Adel widersetzten sich ganz offen der Landesherrschaft, als noch mehr Steuern als bisher ausgeschrieben wurden, was doch nur zum Wohle der Gesamtheit geschah. Als Heinrich von Plauen — der einen neuen Überfall des Feindes befürchtete, da noch immer Kriegszustand herrschte, und er deshalb selbst mit dem Restheer in Polen einfallen wollte, um dort blutige Vergeltung zu üben — sagten die Söldner wegen des lange rückständigen Soldes die Gefolgschaft auf. In der Ordensführung gab es aber die ersten Zerwürfnisse.

Der Hochmeister wurde gezwungen, zumal die deutschen Verbündeten und besonders der in seiner isolierten Lage sich bedroht fühlende livländische Schwertbrüderorden jetzt energisch endliche Befriedigung forderten. Nach langwierigen und demütigenden Verhandlungen kam es dann am 1. Februar 1411 in Thorn zum Friedensschluß, der diesmal noch erträgliche Bedingungen für den Ritterorden dank Plauens Eintreten erbrachte. Der Orden verzichtete für immer auf das Land Dobrzin und auf alle Ansprüche in Szemaiten. Als Lösegeld für die gefangenen Ordensangehörigen mußte er 100 000 Schock böhmische Gulden zahlen. Diese für jene Zeiten ungeheure Summe hat dem Ordenslande vollends den Ruin gebracht, von dem es sich, so lange die Ordenherrschaft bestand, nicht mehr erholte.

Auch Schalauen seufzte unter der Last der ungeheuren Kriegssteuern, die hier als das sogenannte „schalwische Korn" in natura eingezogen wurden. Aber die Bevölkerung wähnte sich wenigstens in Sicherheit, die jedoch trügerisch war. Denn noch ehe die Nachricht vom Thorner Frieden zum Memelstrom gelangte, kam eine große Heimsuchung über das friedliche Stromland. Mit wachsendem Unbehagen hatte man in Szemaiten die Entstehung der Tilsiter Ordensburg beobachtet. Die Vernichtung der zweitstärksten Grenzfeste gegen Szemaiten als Stützpunkt eventueller „Kriegsreisen" des Ordens war jetzt nach der Fertigstellung des „nuwen huszes" beschlossene Sache.

Im bitterkalten Winter des Jahres 1411 waren alle Gewässer im Memelstromgebiet fest zugefroren, und es war, da keine Wachen mehr an Schalauens Grenze standen, für den litauischen Heerzug leicht, etwa in Höhe des heutigen Gilgestromes unbemerkt in das Ordensland einzudringen. Auf Schleichwegen ging es auf die „Tilsze" zu und im Morgengrauen des 8. Februar stand der Feind plötzlich vor der Burg. Heldenhaft wehrte sich die überrumpelte Besatzung, unterstützt von schalauischen Männern, gegen die Eindringlinge, bis die Burg Tilsit in Flammen stand. Ordensbruder Hanns von Rothe und Wirdeyke, ein Preuße in Diensten des Ordens und Bruder des Tilsiter Kämmerers, sowie sieben Schalauer wurden erschlagen, die übrigen als Gefangene fortgeführt.

Jetzt begann eine furchtbare „herung" (Verheerung) in der näheren Umgebung der Burg. Der „viehe hoff" (Viehhof) der Burg, im heutigen Ballgarden gelegen, ging in Flammen auf, wobei für über 300 preußische Mark Schaden an Gebäuden und Vieh entstanden ist. Verbrannt wurden auch die beiden Ziegeleien am Tilseflüßchen, in denen Ziegel für die Burgen Tilsit und Ragnit gebrannt wurden. „Zur Tilszed vorbranten zwu czigilschunen iczliche gerechnit vor 80 mark, das taten di Samayten — item zwu czigilofen iczlich 10 mark — auch so habin si das nuwe hus (Burg Tilsit) vorbrant das stund mit ganztem dach." Die Burg ist also erst kürzlich mit einem Dach versehen worden, der Bau war demnach jetzt erst abgeschlossen.

Schwer terrorisiert wurde die schalauische Bevölkerung für die dem Orden stets bewiesene Loyalität. Das „hachelweg der Schalwen zum nuwen husze" und das „zur Splitter", d. s. die Schaulauersiedlungen auf der späteren Tilsiter „Freiheit" und in der Vorstadt Splitter, wurden zum größten Teil eingeäschert, Hausrat und Vieh den Bewohnern weggenommen. Über 60 schalauische Familien waren geschädigt und zumeist obdachlos geworden. Das „Schadenbuch" enthält den größten Teil der Namen derer, die später der Ordenskommissions den gehabten Schaden bezeugen und beschwören mußten: Agoyke, Albrecht, Algram, Bernhardt, Cantote, Caspar, Claws, Niclos Czenstoch, Dargute, Dawnote, Dewone, Drutene, Eytinge, Gastot, Gedawe, Gelbir, Greiff, der czreczmer (Schankwirt), Hanus Gvandin, Gynebote, Jakob Husknecht, Jagote, Janusz, Jawgede, Alwide Kawsteyote, Pauel Koch, Kusemann, Pawel litaw (Paul der Litauer), Manemir, Bose Matis, Manewir, Manune, Nadrowe, Nayeb, Nikil Waynot, Parchard, Peter, Niclos Rabe, Robesdit, Rybele, Rimdeyke, Sadune, Sawgote, Jekil der buchsenschitz, Sebrowe, Seriote, Sirute, Sirgene, Niklus Sirstek, Smaleg, Snypste. Spulgene, Stegene, Stipper, Toyne, Time, Tolekant, Urban, Warpute, Wydeman, Woygede, Jacob Wissegayl und Wyte. Dieses aufschlußreiche Namensverzeichnis wäre somit das erste Tilsiter „Adreßbuch". Da hier nicht alle Geschädigten aufgeführt sind, muß die Umgebung der Tilsiter Burg für damalige Verhältnisse ziemlich dicht besiedelt gewesen sein; es lebten dort auch schon deutsche Siedler, wie die Namen beweisen. Die schalauischen Familiennamen, hier in ordensritterlicher Schreibweise wiedergegeben, entspringen meistens einer sinnigen Bezeichnung wie Glöckchen, Mohnblüte, Kraft, Ritter, Teerbrenner usw. Hierbei fällt der Name Woynot auf, der vielleicht der Begründer des bei Splitter gelegenen Dorfes Weynothen gewesen sein könnte. Die Namensendungen „ene" bedeuten, daß es sich um verheiratete Frauen handelt, wahrscheinlich um die Witwen der beim Überfall Erschlagenen.

Manche der schalauischen Namen fand man übrigens noch zu unserer Zeit in Ostpreußen, wenn auch in veränderter Form, so doch noch erkennbar, obwohl die altpreußische Sprache schon seit mehr als 300 Jahren ganz ausgestorben ist. Die Namensträger haben wohl kaum von ihrer Abstammung gewußt.

Nur kurze Zeit wird der böse Spuk gedauert haben, dann sind die Eindringlinge, vielleicht verscheucht von den von der Burg Ragnit herbeigeeilten Reisigen, mit reicher Beute und Gefangenen über die Memel wieder in ihr Land zurückgegangen, rauchende Trümmer, Trauer und Not zurücklassend.

Es war nicht der letzte Überfall auf Schalauen.

(Fortsetzung folgt)

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte



Erntezeit / Holzschnitt von Joseph Lipp

Leere Zimmer / Erzählung von Wolfgang Altendorf

„Nein, ich könnte mir nicht vorstellen, dies alles wieder zu verlieren", sagte unser Gastgeber, „mein Heim, meine Position, meine Familie — — —."

„I c h brauche es mir nicht vorzustellen", sagte Spantler, Prokurist in der Konservenfabrik, „ich habe es nämlich erlebt, vor wenigen Tagen."

Wir blickten ihn erschrocken an.

Er lächelte. „Ich weiß genau, wie das ist, wenn man plötzlich in leeren Räumen steht, und wenn man glauben muß, ja, wenn es eine plötzliche Gewißheit ist, daß man alles verloren hat — —."

„Um Himmels willen, es ist Ihrer Familie doch nichts zugestoßen!" rief unser Gastgeber aus.

„Gewiß nicht." Spantler sah nachdenklich vor sich hin. „Und dennoch — — —. Eigentlich wollte ich diese merkwürdige Geschichte für mich behalten. Ich glaubte — ich glaubte es bis jetzt —, sie ginge nur mich etwas an. Ich habe sie nicht einmal zu Hause erzählt, daran erkennen Sie, wie sehr sie mich getroffen hat, diese merkwürdige Geschichte — —. Nun gut. Hören Sie also. Es war vor jetzt genau siebzehn Tagen. Nein, es ist nicht länger her, und trotzdem kommt es mir vor, als läge es schon weit zurück — —. Die Monatsabrechnung war zu machen. Einen Tag zuvor hatten wir zu Hause die Verlobung meiner Tochter gefeiert — —. Ich war sehr müde, aber die Abrechnung duldete keinen Aufschub. Manchmal ist das wie verhext. Mein Buchhalter jagte einem winzigen Betrag nach, einer Differenz in der Abstimmung, und so wurde es spät am Abend, ehe ich mein Büro verlassen konnte. Ich stand an der Omnibushaltestelle, und als der Bus endlich kam, sank ich erschöpft in den Sitz. Ich muß wohl sofort eingenickt sein.

Wenn man jahrelang dieselbe Strecke fährt, gewöhnt man sich an den Rhythmus der Fahrt, oder man glaubt es wenigstens. Als ich aufwachte und hinausblickte, sah ich unsere Straße. Allerdings schien sie mir weniger beleuchtet; die Laternen erschienen mir weniger — —, ein unbehagliches Gefühl bedrängte mich, aber ich war tatsächlich zu müde, um seiner Ursache nachzugehen. Sie wissen, wo ich wohne. Meine Wohnung befindet sich inmitten einer Anzahl von Reihenhäusern im zweiten Stock. Häßlich sehen sie von außen aus, erbaut 1928, übriggeblieben, ja, richtiggehend übriggeblieben. Aber unsere Wohnung ist gemütlich. Die Räume sind praktisch angelegt, und sie sind groß. Man kann in ihnen etwas unterstellen.

Ich betrat also unser Haus, ging durch das schummerige Treppenhaus nach oben, steckte meinen Schlüssel in das Schloß der Abschlußtür, öffnete, schloß die Tür wieder hinter mir — und stand in einem leeren Flur.

Ich bin noch nie in meinem Leben dermaßen erschrocken. Der Flur, in dem ich selbstverständlich die Flurgarderobe mit dem großen Spiegel, die Kommode und das Blumentischchen erwartet hatte, dieser Flur war kahl, ausgeräumt — —, nicht einmal das Bild mit der Flußlandschaft hing an seinem Platz, und jetzt merkte ich, daß auch der Lichtschalter nicht funktionierte. Die Nacht draußen war hell. Das Licht drang aus den offenstehenden Zimmertüren — —. Ich ging auf die Küche zu — — ja, ja, der Spülstein war da, richtig, ich erkannte ihn im Zwielicht des Mondes, aber auch hier versagte die Beleuchtung, und als ich mich umblickte, vermißte ich alles, was mir gewohnt war: den Tisch, den Eisschrank, die drei Stühle, den Mülleimer, das Schränkchen, den Anrichtetisch mit der Küchenmaschine — —. Die Küche war leer, ausgeräumt, und meine Schritte hallten. Das wahrhafte Entsetzen ergriff mich. Ich rief den Namen meiner Frau, der vielfältig nachhallte. Ich eilte ins Wohnzimmer, auch hier: nichts als Leere, in das Schlafzimmer, in Hedwigs Zimmer. Die Zimmer waren leer, so, als hätte nie in ihnen ein Leben existiert, mein Leben, das Leben, das ich mir mühsam aufgebaut hatte, auf das ich stolz war, und das mir so gewiß erschien, so selbstverständlich, so sehr mir zugehörig und eigentümlich, daß mir seine Farbigkeit eigentlich nicht mehr bewußt wurde. In diesem Augenblick aber, da ich es aus irgendwelchen unfaßbaren Gründen verloren glaubte, verloren glauben mußte, traf es mich wie mit Keulenschlägen. Ich fühlte mich ausgesetzt und verlassen. Die leeren Zimmer flößten mir Grauen ein. Meine Stimme kam mir fremd vor, immer wieder rief ich den Namen meiner Frau, rief ich meine Tochter — —. Ich war dermaßen verstört, fassungslos, daß ich keinen vernünftigen Gedanken in meinen Kopf bekam, bis schließlich ein Polizist erschien und mich festnahm. Ich ließ mich willig abführen.

„Sehen Sie", fuhr Spantler fort, „noch heute und obwohl ich weiß, wie sich alles zugetragen hat, überfällt mich jenes Grauen, das Grauen der leeren Räume, wenn ich mir alles wieder ins Gedächtnis zurückrufe. Eine Kette von Zufällen führte mir vor Augen, wie nah, wie erbarmungslos nah für uns alle die Einsamkeit sein kann, daß nichts gesichert und dauerhaft ist, und daß wir jäh hinausgestoßen werden können in die Leere.

Es war einfach zu rekonstruieren, das Bild ineinandergreifender Zufälle aufzuzeichnen, meinen Weg zu verfolgen, der mich bis in diese zufällig leere Wohnung geführt hatte. Aber gerade die Kette von Zufällen, die Übereinstimmung zur rechten Zeit in der rechten Folge, auch wenn sie durchaus real — oder gerade weil sie durchaus real zu erklären ist — läßt uns eine Führung, eine höhere Leitung vermuten. Hier liegt eine Quelle unseres Glaubens an die Fügung. Wir spüren, daß es mehr gibt, mehr als wir sehen, als wir greifen können.

Ich wußte vor diesem Ereignis nicht, daß dieselbe Baufirma, die 1928 die Reihenhäuser erbaute, in deren Mitte und im zweiten Stock ich meine wirkliche Wohnung habe, damals am östlichen Stadtrand genau das gleiche Bauvorhaben verwirklichte. Wenn sie die Kronenstraße, in der ich wohne, mit der Siegfriedstraße am Ostrand unserer Stadt vergleichen, wird Ihnen die Ähnlichkeit der Straßen auffallen.

Ich fuhr also damals mit dem Omnibus, der auf dieser Linie einen Kreisverkehr beschreibt, den Stadtrand in allen vier Himmelsrichtungen abfährt und ebenso in der Kronen- wie auch in der Siegfriedstraße einbog. Ich erwachte, weil ich das Gefühl hatte, nun zu Hause zu sein. Ich sah die Reihenhäuser, verließ den Omnibus und ging auf jenen Eingang in der Mitte zu, der mich unweigerlich in meine Wohnung führen mußte. Ich achtete nicht darauf, daß die Wände im Treppenhaus anders verputzt waren. Die architektonische Anordnung stimmte. So war mir nichts fremd. Ich fand oben, am gewohnten Platz, die Abschlußtür. Zufällig paßte mein Schlüssel und zufällig war ausgerechnet diese Wohnung am Vormittag geräumt worden, um einem neuen Mieter am nächsten Morgen den Einzug zu gestatten. Dies alles übersteigt unser Fassungsvermögen. Unser Verstand sträubt sich, unsere Vernunft wehrt sich dagegen. Der Wohnungsnachbar hörte mein Rufen in der leeren Wohnung. Er benachrichtigte per Telefon die nahe Polizeiwache, und ich hatte einige Mühe — später — der Polizei klarzumachen, wie sich alles verhielt — — es bereitet mir noch heute Mühe, es mir selbst klarzumachen — —. Seither aber sieht dieses Leben für mich ein wenig anders aus. Nein, ich fürchte mich nicht vor ihm, wenn es mir auch etwas gezeigt hat, was in mir Furcht erweckte. In Wahrheit bin ich weit ruhiger, weit zuversichtlicher, weit gläubiger geworden. Ich bin nicht allein, mag da kommen was wolle. Selbst wenn ich wirklich alles verlieren sollte — ich bin nicht allein. Ich habe es deutlich gespürt, daß meine Schritte geleitet wurden, geleitet in leere Zimmer, in trostlose Räume irgendwo am anderen Ende der Stadt, damit mir die Augen geöffnet würden — —."

TAMARA EHLERT

Dürre

Der Lehm zerbricht.
Uraltes runzliges Erdgesicht
starrt ins grelle Weiß.
Staubige Buche rührt sich nicht,
auch dem See ist heiß.

Die Herde steht
reglos und durstig. Kein Windhauch geht
und der Hund schläft ein.
Blitzende Möwenschwinge weht,
taucht ins Wasser ein.

Lupine blakt,
löscht ihre Lampe. Das Gras verzagt
und es döst der Hirt.
Doch seine Gicht hat ihm gesagt
daß es regnen wird.

Annemarie in der Au

Unser täglich Brot gib uns heute

Wie eine Sturmflut war das Elend über das Land hereingebrochen, hatte Menschen getötet und Häuser zerstört, hatte Seelen zerstückelt und Glauben und Hoffnungen zerrissen, wie man eine Glut auseinanderreißen mag, die man löschen will.

Nun liegt das Land verödet da. Die Ruinen haben aufgehört zu rauchen, und die Menschen haben mählich aufgehört zu schreien. Sie schleichen geduckt durch die Verwüstung, als wären sie jederzeit bereit, ihre Mörder zu empfangen.

Aber da ist eine Frau, die ist nicht mehr dazu bereit. Sie tritt aus dem bergenden Dunkel eines Kellers in die Dämmerung des verlöschenden Tages, die ihr Gesicht noch grauer erscheinen läßt, als es der Hunger schon gezeichnet hat. Der Gang dieser Frau ist wie das letzte Aufbäumen aus der Lethargie der Verdammten, und der Weg, den sie geht, führt zum Meer hin. Sie wird sich in das Meer einhüllen und glauben, sich in jenes fröhliche Glück zu bergen, das ihr bisher an der Seite ihres Mannes und ihrer Kinder beschieden war.

Wo ist das alles hin! Der Mann hat Soldat werden müssen, wer weiß, ob er noch lebt. Die Nachrichten von ihm sind schon lange ausgeblieben. Und die Kinder? Sie weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Sie wagt nach allem auch nicht mehr, an sie zu denken. Sie weiß nur noch diesen einen Weg in das Meer.

Niemand wird ihr auf diesem letzten Weg begegnen, denn selbst die fremden Eindringlinge meiden diese Gegend, die sie mit Minen verseucht haben. Der Hunger, der in den Gedärmen der Frau haust, und der Hunger nach Freiheit aber treiben sie unaufhaltsam diesen Weg vorwärts. Die Dämmerung verdichtet sich schnell zur Nacht, in der kein Licht leuchtet.

Plötzlich stockt die Frau. Vor ihr auf dem Pfad liegt ein schwarzes Viereck. Eine Mine, durchzuckt es sie. Und gleichzeitig ist es wie ein Frohlocken in ihr, daß sie nicht mehr bis ans Meer brauche, um von jeglichem Hunger befreit zu sein und still zu werden, sondern nur hier in diesen Schatten einzutreten habe. Wie ein Magnet zieht jener Schatten den Schatten der Frau an. Nun sind sie beide vereint.

Aber es geschieht nichts, nichts worauf die Frau sehnsüchtig wartet. Sie stößt auffordernd mit den Füßen dagegen. Nichts. Und dann wirft sie sich, plötzlich erkennend und wild aufschluchzend, darüber. Nichts geschieht der Frau, und es ist ihr doch zur gleichen Zeit so viel geschehen.

Ein Brot liegt auf dem Weg, ein Brot, das den Fremden gehört, auf einem Weg, den sie meiden. Wenn es aber nicht die Fremden waren, die das Brot hier verloren, wer hat es sie dann finden lassen? Finden lassen in einem Augenblick, da sie alles und sich selbst vor allen Dingen zu verlieren hoffte?

Die Frau drückt das Brot an sich und weiß noch keine Antwort. Unsicher fühlt sie, daß das Ende, das sie sich bereiten wollte, ein neuer Anfang geworden ist und ein Schatten neuer Hoffnung. Langsam geht sie den Weg zurück.

Unser täglich Brot gib uns heute.

Bleibende Gedanken

Wo Kraft ist, ist Wirkung von Kraft. Kein Sonnenstrahl geht verloren. Aber das Grün, das er weckt, braucht Zeit zum Sprießen, und dem Sämann ist nicht immer beschieden, die Ernte mitzuerleben. Alles wertvolle Wirken ist Tun auf Glauben.

Albert Schweitzer

Jedes überflüssige Wort wirkt seinem Zwecke gerade entgegen.

A. Schopenhauer

Gebt euren Toten Heimrecht, ihr Lebendigen, daß wir unter euch wohnen und weilen dürfen in dunklen und hellen Stunden! Weint uns nicht nach, daß jeder Freund sich scheuen muß, von uns zu reden! Macht, daß die Freunde ein Herz fassen, von uns zu plaudern und zu lachen!

Walter Flex

Die Kunst baut überall eine Heimat.

J. W. v. Goethe

Schönheit ist eine Sache der Sekunde. Die Sekunde entfaltet sie und verhüllt sie wieder.

Gerhart Hauptmann

Du darfst nicht sagen, daß du nicht in Gott lebest und bist, oder daß Gott etwas Fremdes sei, zu dem du nicht kommen kannst, sondern wo du bist, da ist die Pforte Gottes.

Jakob Böhme

Tut um Gottes willen etwas Tapferes!

Ulrich Zwingli

Ich kämpfe grundsätzlich in mir gegen jede düstre Ansicht von der Zukunft.

Otto von Bismarck

Frei ist der Mensch nur dann, wenn er auf das Geborgensein verzichtet und sich auf das Risiko einläßt.

Hermann Graf Keyserling

Vieles geht in der Welt verloren, weil man es zu geschwind für verloren gibt.

J. W. v. Goethe

Eines Narren Rat

Man zog einmal aus in einen Krieg mit großer Rüstung. Da stand ein Narr da und fragte, was es gäbe. Man sprach, man zieht in den Krieg. Der Narr fragte: „Was tut man in dem Krieg?" Man antwortete: „Man verbrennt Dörfer, gewinnt Städte, verdirbt Wein und Korn und schlägt einander tot." Der Narr fragte: „Warum geschieht das?" Man antwortete: „Daß man Frieden mache." Da sagte der Narr: „Es wäre besser, man machte vorher Frieden, damit solcher Schaden vermieden blieb. Ich bin", so fuhr er fort, „witziger als eure Herren sind; wenn es nach mir ginge, so wollte ich vor dem Schaden Frieden machen und nicht nachher, wenn der Schaden geschehen ist."

Das Land der Wanderdünen

Die Kurische Nehrung um die Jahrhundertwende - Eine Landschaftsschilderung von Johannes Trojan

Im Jahre 1901 unternahm der in seiner Zeit hochgeachtete, in Danzig am 14. 8. 1837 geborene Dichter Johannes Trojan eine Wanderung über die Kurische Nehrung, das Land der Wanderdünen, deren Eindrücke er in seinem Buche „Fahrten und Wanderungen" (Berlin, 1913) in der hier wiedergegebenen stimmungsvollen Schilderung festgehalten hat. Wir lernen darin Johannes Trojan als ausgezeichneten Naturbeobachter kennen, dem nicht die kleinste botanische Seltsamkeit entgeht, kein Stein am Wege und nichts von dem Erzählten im Hause des alten Düneninspektors Epha. Johannes Trojan, vor allem bekannt geworden durch seine vielen Kinderlieder und Scherzgedichte (er war lange Zeit Redakteur des „Kladderadatsch"), starb am 23. 11. 1915 in Rostock.

Im Sommer 1901 verweilte ich ein paar Tage im Ostseebade Cranz bei einem Königsberger Freunde, von dem ich in der Sommerwohnung, die er für sich und die Seinen gemietet hatte, mit der echt ostpreußischen Gastfreundschaft, die unter allen Blumen des Bernsteinküstenlandes die reizendste ist, aufgenommen wurde.

Cranz, das sich aus einem Fischerdorf zu einem vielbesuchten Badeort entwickelt hat, ist schon am hohen Walde gelegen und bietet viel Hübsches und Anziehendes dar. An einem der heißesten Tage nahm ich ein Bad bei nur 10,5 Grad Celsius Wasserwärme. Ein solches Bad wirkt wahrhaft erfrischend, und man kann danach selbst in den Hundstagen ruhig einen ostpreußischen Grog trinken.

Es gibt in Cranz einen kleinen Markt, auf dem die Badegäste, die eigene Küche haben wollen, sich mit Gemüse, Früchten und allerhand Salz- und Süßwasserfischen versorgen können. Auf diesem Marktplatz wächst — was, wie ich vermute, den meisten Einkaufenden entgeht — die wilde Kamille (Matricaria discoidea), deren Heimat das östliche Asien und westliche Nordamerika ist. Sie ist entsprungen aus dem botanischen Garten in Königsberg und hat sich von dort aus nach Cranz und weiter schon bis über die Mitte der kurischen Nehrung hinaus verbreitet.

An einem Nachmittag unternahmen wir mit dem Universitätsprofessor Dr. Ambromeit einen Ausflug nach dem gegen das kurische Haff zu sich erstreckenden Moor. Auf dem etwas moorigen Waldboden, den man zunächst betritt, ist ein arktisches Gewächs aus dem Brombeergeschlecht zu finden, die Multebeere (Rubus Chamaemorus), die innerhalb des Deutschen Reiches nur auf nördlichstem Gebiet und außerdem auf den Hochmooren der Gebirge vorkommt. Wir fanden diese Pflanze mit reifen Früchten, die gelben Himbeeren ähnlich sehen und auch himbeerartig schmecken. Im Norden werden sie viel gesammelt und gegessen. Auf dem eigentlichen Moor, wo man den Boden unter den Füßen schwanken fühlt, ist der Waldwuchs schwach. Man sieht fast nur verkrüppelte Kiefern mit kurzen Nadeln. Wo aber das Moor an den Wald grenzt, findet sich eine botanische Merkwürdigkeit, eine strauchartig gewachsene amerikanische Schwarzbirne (Aronia nigra). Da diese Gehölzart hier und da in Gärten zur Zier gepflanzt wird, so ist zu vermuten, daß ein Vogel diesen ausländischen Gast in das Cranzer Moor getragen und angesiedelt oder „angesalbt" hat, wie die Botaniker sagen, selbstverständlich nicht mit der Absicht, die Männer der Wissenschaft irre zu führen.

Nach verschiedenen kleineren Ausflügen unternahmen wir einen größeren, dessen Ziel die kurische Nehrung war. Wir benutzten dazu den Dampfer „Cranz", der täglich von Cranzbek, wohin eine kurze Bahn führt, über Rossitten, Nidden und Schwarzort nach Memel fährt. Nach Rossitten wollten wir zunächst hin. Zuerst fuhren wir zwischen schilfbewachsenen Ufern durch Wald- und Wiesenland hin, dann kamen wir in das Haff und hatten zur Linken die Nehrung, anfänglich noch mit Wald bedeckt. Das Forsthaus Grenz, das im Walde liegt, kam in Sicht und darauf das Dorf Sarkau, das an den Wald sich anlehnt. Dann begannen die ganz kahlen weißen Berge, die sich mit geringen Unterbrechungen bis zur Spitze der Nehrung hinziehen.

Dies sind die wandernden Dünen. Durch sie ist im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte die kurische Nehrung, die einstmals reich an Wald war, zum größten Teil in eine Wüste verwandelt worden. An den weißen Bergen fuhren wir ein paar Stunden lang hin, dann kam eine Oase in Sicht: Rossitten mit Wald, Wiesen und Feldern, das einzige Dorf auf der kurischen Nehrung, wo noch Ackerbau betrieben wird.

Es liegt in einer breiten Senkung, durch die vermutlich einmal das Wasser des Haffs mit dem der Ostsee verbunden gewesen ist, denn es wird jetzt als festgestellt angesehen, daß diese langgestreckte, schmale Halbinsel in Vorzeiten aus einzelnen Inseln bestand.

Die Nehrung ist bei Rossitten drei Kilometer breit, an ihrer schmalsten Stelle nicht weit von Sarkau beträgt die Breite nur einen halben Kilometer. Auch in der Nähe Rossittens erheben sich Dünen, sie sind aber zum großen Teil bepflanzt und dadurch aus einer Gefahr zu einer Abwehr der Gefahr für den Ort gemacht worden. Solche Unschädlichmachung und Festlegung der Dünen durch eine eigenartige Bepflanzung, zunächst bei den besonders bedrohten Ortschaften, ist von Staats wegen erst in neuerer Zeit in Angriff genommen, und zu diesem Zweck eine eigene Behörde eingesetzt worden. Im vorigen Jahre befand sich die Leitung dieser Arbeiten auf der kurischen Nehrung in den Händen des verdienstvollen Düneninspektors Epha zu Rossitten, der seitdem Alters und leidender Gesundheit wegen seinen Abschied genommen hat.

Der Dampfer „Cranz", obwohl er nur klein ist, kann nicht anlegen weder in Rossitten noch in Nidden, weil das Wasser in der Nähe des Ufers zu flach ist, als wir uns aber Rossitten gegenüber befanden, war auch schon das Rossitter Postboot da, das uns aufnahm und in kurzer Zeit an Land brachte.

Rossitten hat einen kleinen Hafen, trotzdem war das Landen nicht ganz leicht. Man wußte zuerst nicht, wie man aus dem Boot an den Pfählen des Bollwerks sich emporarbeiten sollte, aber hilfreiche Hände streckten sich von oben einem entgegen, und so wurde man glücklich hinaufgezogen. Wir kehrten ein in dem zunächst dem Haffufer gelegenen Gasthof „Zum Seeadler". So heißt er mit Recht, denn ein lebendiger Seeadler befindet sich draußen in einem Käfig und daneben in einem anderen Käfig sieht man einen Uhu, der aber nicht wie der Adler von der Nehrung stammt, sondern aus Thüringen zum Zwecke des Vogelfanges importiert ist.

Der große Garten des Gasthofes erstreckt sich bis an das Haff, und hier am Ufer fand ich eine üppige Vegetation, darunter in Fülle die hübsche Natterkopfglocke. Das Land an unserem Ostseestrande ist an vielen Orten wie ein Blumengarten anzusehen. Ich denke an den Strand meiner westpreußischen Heimat, der einen so entzückenden Blumenschmuck trägt, und an Warnicken auf dem Samland, wo im Walde eine andere Glockenblume, die breitblätterige Glocke, in solcher Menge steht, daß um ihre Blütezeit der Waldboden weit und breit blau gefärbt erscheint. Die hübschen Blumen am Haffufer zu sehen, war sehr erfreulich; weniger erfreuten uns die Haffmücken, die vor uns in ungeheuren Massen in Rossitten erschienen waren und alle Bäume, Zäune, Wände und Dächer bedeckten. Wenn man einen Zweig schüttelte, und sie auseinanderschwirrten, gab es ein Geprassel, als käme ein Platzregen herunter. Es ist das eine Art von Eintagsfliegen, die übrigens harmlose Geschöpfe sind, nicht stechen und während ihrer kurzen Lebenszeit nichts essen. Sie leben demnach so, wie nach dem Glauben der Alten die Cikaden lebten, nur daß sie nicht singen.

Am frühen Nachmittag waren wir beim „Seeadler" gelandet. Dort begegneten wir einem Bekannten meines Königsberger Freundes und machten mit diesem zusammen, nachdem wir ein einfaches Mahl eingenommen hatten, dem Düneninspektor Epha in seinem Hause einen Besuch. Mit großer Freundlichkeit wurden wir von dem alten Herrn und seiner Tochter Helene empfangen und über vielerlei, was uns zu erfahren lieb war, belehrt, darunter auch über den Elchbestand von Rossitten. Davon wissen die wenigsten etwas, allgemein bekannt ist nur, daß es auf der Festlandseite des kurischen Haffs im Forstrevier Ibenhorst Elche oder Elentiere gibt, die sorgfältig geschont werden. Von dort nun sind zuerst vor fünf Jahren einige durch das Haff nach der Nehrung hinübergeschwommen und dort geblieben. Andere sind ihnen wohl gefolgt, und jetzt hat Rossitten einen Bestand von vierzig Stück.

Es muß den Tieren auf der Nehrung wohl gefallen, trotzdem der Wald dort nur dürftig ist. Entschieden sind sie auf dieser anderen Seite des Haffs weniger den Nachstellungen von Wilddieben und auch sonst weniger Gefahren ausgesetzt. Im Ibenhorster Forst halten sie sich in Erlenbrüchen auf, die gegen das Frühjahr hin stets überschwemmt werden. Friert es dann wieder, und sie kommen auf nicht sehr starkes Eis, so brechen sie leicht ein, können sich nicht wieder herausarbeiten und gehen elend zu Grunde. Übrigens gab es in älterer Zeit schon Elche auf der kurischen Nehrung. In den „Beständnißbuch des Hauptamts Schaacken", das sich im Staatsarchiv zu Königsberg befindet, wird aus dem 17. Jahrhundert über den großen Sarkauschen Wald, der sich bis gegen Nidden hin erstreckt, berichtet und dabei vermerkt: „Und halten sich daselbst Ehlendt und Wölffe unterweilen auch Rehe auf."

Eine hübsche Sammlung von Elchgeweihen, die bei Rositten gefunden sind, hat das Fräulein Helene angelegt, im Wohnzimmer des Hauses aber hängen an den Wänden verschiedene Bilder mit Abbildungen von Elchhirschen in Öl gemalt. Diese Bilder rühren von dem begabten und geschickten Maler Heinrich Krueger her, der vor nicht langer Zeit gestorben ist. Er liebte die Nehrung sehr, auf der er auch sein Liebstes hatte, und war häufig dort. Er wohnte aber in Königberg, und dort befiel ihn eine schwere Krankheit, die einen bösen Ausgang nahm. Als er merkte, daß sein Ende herannahte, bekam er eine unbezwingliche Sehnsucht nach Rossitten, er ließ sich dorthin bringen und ist dann bald im Hause des Düneninspektors, dessen Tochter seine Verlobte war, gestorben. Krueger war nicht nur ein Maler, er dichtete auch. Seine Braut, die zu verlassen der Tod ihn zwang, hat mir ein paar zum Herzen sprechende Gedichte, die von ihm herrühren, mitgeteilt. In dem einen, das „Nehrungslied" überschrieben ist, richtet er wie vorahnend an die Nehrung die Worte:

Ich liebe dich und sehne mich nach dir,
nach deiner Kiefernwälder Harzesduft,
nach deiner frischen, brandungsfeuchten Luft,
nach deiner Palwen zarter Blumenzier.
Mein Märchenland und mein Herz-ruhe-aus,
du meiner Hoffnung unentwegter Traum,
du Wurzelhalt für meinen Lebensbaum
in aller Stürme tosenden Gebraus!
Treibt mich mein Schifflein bald zu dir heran,
so nimm mich auf in alter Freundlichkeit
und mache wiederum das Herz mir weit,
daß es sich deines Friedens freuen kann.

Zur Erklärung eines Ausdrucks in diesen Versen sei bemerkt, daß die „Palwen" kleine, unweit des Seestrandes zwischen Resten verwehter Dünen sich findende Stellen festen Bodens genannt werden, die mit Moos, Gras und Heidekräutern bewachsen sind. Solche kleine Strandwiesen, die wie im Seesand eingebettet liegen, kommen auch anderwärts am Ostseestrand vor.

Nachdem wir beim Kaffee mancherlei Belehrung empfangen hatten, sollten wir nun auch mit eigenen Augen etwas von Rossittens Umgebung sehen. Zu diesem Zweck ließ der Hausherr anspannen, und zwar einen größeren Wagen für uns und ein Wägelchen für seine Tochter, die damit die Führung übernehmen sollte. Denn sie ist eine vollkommene Wagenlenkerin, eine Reiterin, die es zehn Stunden hintereinander im Sattel aushält, und weiß sich überall zurechtzufinden. Der alte Herr blieb zu Hause, wir aber machten uns auf, um vor Eintritt der Dunkelheit möglichst viel noch zu sehen.

Wir bekamen aber viel mehr zu sehen, als wir erwarteten. Zuerst ging es durch Kiefernwald, in dem wir im wahrsten Sinne des Wortes von den Haffmücken angeschwärmt wurden, dann kamen wir, indem wir uns dem Seestrande näherten, auf ein offenes Gelände, das mit unzähligen blühenden Büschen der wundervollen Stranddistel bestanden war, die in der Nähe unserer Seebäder überall von den Badegästen, den „Stranddistelraupen", so gut wie ganz ausgerottet worden ist. Im Frieden dieser Einsamkeit aber, die nur selten der Fuß eines Fremden betritt, prangt sie noch in Tausenden von Pflanzen. In dieser so schön mit blühendem Amethyst ausgezierten Landschaft wurden wir mehrere Male junge Rehe gewahr, die, in lustigem Spiel einander jagend, an uns vorbeisprangen, als ob sie flögen.

Auch ein anderes Wild noch bekamen wir zu sehen. Plötzlich zog das junge Mädchen die Zügel an, wandte uns das Gesicht zu und rief: „Elche!" Sofort hielten wir auch an. Ja, da standen sie gar nicht weit von uns am Rande eines kleinen Gehölzes, eine Elchkuh mit ihrem Kalbe. Sonderbare Geschöpfe zwischen Hirsch und Pferd, in der äußeren Erscheinung etwas, das in die moderne Welt nicht mehr hineinzugehören scheint. Aber in das Märcheneiland hinein paßte auch das sehr gut. Eine Zeitlang standen die beiden Tiere ganz still da, dann zogen sie sich langsam in das Kiefernwäldchen zurück. Indem wir aber, unserer freundlichen Führerin folgend, um das Gehölz herumfuhren, bekamen wir Mutter und Kind noch einmal zu sehen.

Nach einiger Zeit hielten wir wieder an und verließen die Wagen, um nach dem Seestrand hinunter zu steigen. Da gab es wieder einiges Merkwürdiges zu sehen: einen großen Findlingsstein und mächtige Stumpfe großer Waldbäume, die neuerdings erst durch Abspülen oder Abwaschen des Sandes zum Vorschein gebracht worden sind. Dadurch ist mit ihnen, wie auch der erratische Block zeigt, der alte Diluvialboden wieder aufgedeckt worden. Diese Stumpfe gehören zu dem alten Walde der Nehrung, durch dessen Ausrottung mit Feuer und Axt, worin besonders im Siebenjährigen Kriege die in das Land einbrechenden Russen viel geleistet haben, den Wanderdünen so viel Vorschub geleistet worden ist. Solche mächtige Baumstumpfe stehen aber nicht nur am Strande, sondern auch noch weit vom Strande ab auf dem Seegrunde unter dem Wasser, wie man es an der mecklenburgischen Küste, wo die Rostocker Heide von der See begrenzt wird, sehen kann. Auf der kurischen Nehrung wie dort gibt es sich dadurch kund, daß das Land sich im Laufe der Zeit gesenkt hat. Solche Senkungen der Ostseeküste haben seit langer Zeit stattgefunden und abgewechselt mit Hebungen. Dabei muß immer mit einer Reihe von Jahrhunderten gerechnet werden, so daß der einzelne Mensch während seines kurzen Lebens von diesen Erscheinungen nicht viel merkt.

Anders ist es mit dem Vorrücken der Wanderdünen, das zuweilen sechzehn Fuß im Jahre beträgt. Das ist nicht wenig, immerhin kann man, wenn man die Düne kommen sieht, rechtzeitig noch abbrechen und einpacken. Nur der Baum, der an seine Stelle gebunden ist, muß sie über sich hinweggehen lassen und steht, wenn sie ihn wieder freigegeben hat, als ein graues Skelett da.

Als wir auf der Weiterfahrt uns dem Haff wieder zuwandten, kamen wir in eine Sandwüste hinein und fanden dort ein Stück Boden, das mit menschlichen Gebeinen, Schädelstücken, Rippen, Wirbeln, Arm- und Beinknochen in mehr oder minder vorgeschrittener Verwitterung übersät war. Dazwischen lagen viele gut erhaltene und schöne Zähne, wie die Litauer sie meist auch im Alter noch haben, verrostete Sargnägel und kleine Überreste von Särgen. Das ist der Kirchhof des ehemaligen Dorfes Kunzen, das im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts von einer Wanderdüne verschlungen worden ist. Kunzen war ein altes Dorf, das 1569 schon eine Kirche hatte, Wald und Acker und 26 Fischer-Erbe — das heißt: eigentümliche Grundstücke — besaß. Schon in alter Zeit hatte es mit dem Sande zu kämpfen und ging allmählich zurück. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts fand die Versandung in großem Umfange statt und 1825 war sie vollendet. Das letzte Stück Boden, das zu Kunzen gehörte, war im Sande verschwunden.

Vorher schon waren die Bewohner nach Nidden geflüchtet und hatten die Steine ihrer von ihnen abgebrochenen Kirche mitgenommen. Aus diesen Steinen wurde in Nidden eine Posthalterei gebaut, die später von der Regierung zu einem Bethause eingerichtet worden ist. Als die Wanderdüne über Kunzen hinweggegangen und die Dorfstätte wieder von ihr geräumt war, hatte sie von dem Erdboden des Friedhofes so viel mitgenommen, daß die Toten in ihren vermoderten Särgen zum Vorschein kamen. Aus ihren Gerippen haben dann Wind und Wetter gemacht, was wir vor uns liegen sahen: ein erschütterndes Memento mori.

Jenseits des Kirchhofes erhebt sich jetzt eine steil abfallende Düne, von deren Rande wir es wie Rauch wehen sehen. Dieser scheinbare Rauch bestand aus Sand, den der von der See her über die Düne hinstreichende Wind aufhob, um ihn zuletzt über den Dünenkamm hinunterzuschütteln. Auf solche Weise rückt die Düne vor, diejenige aber, von der die Rede ist, wird vermutlich im Laufe der Zeit das Beinfeld von Kunzen wieder bedecken und sich darüber wölben als ein ungeheurer weißer Grabhügel, den keine Blume schmückt. Ähnlich wie Kunzen ist es manchem anderen Dorf auf der Nehrung ergangen, und solcher aufgedeckten Kirchhöfe gibt es dort noch mehr.

Wir nahmen unseren Rückweg nach Rossitten über bepflanzte und festgelegte Dünen und gewannen von einem dieser Berge einen Blick auf den Möwenbruch. So heißt ein halb versandeter und versumpfter See, wahrscheinlich ein Überrest ehemaliger Wasserverbindung zwischen dem Haff und der Ostsee, an dessen Ufern unzählige Lachmöwen ihre Brutplätze haben. Wir sahen einige von ihnen fliegen und hörten ihre Stimmen. Da fiel unten ein Schuß, und in demselben Augenblick fast erhob sich das ganze Möwenvolk mit betäubendem Geschrei in die Luft. Das Einsammeln der Eier dieser Möwen, die den Kibitzeiern ähnlich und sehr wohlschmeckend sind, warf früher für die Rossitter einen nicht geringen Nutzen ab, neuerdings aber ist es, wohl zur Schonung der Vögel und nur vorläufig, wie man hofft, verboten worden. In früherer Zeit sind jährlich fünftausend Möweneier dort gesammelt worden.

In der Nacht zog von der See her ein Gewitter auf und mühte sich stundenlang vergebens ab, über das Haff zu kommen, endlich aber gelang es ihm doch. Nach langer Dürre fiel reichlicher Regen, der den Pflanzen willkommen war, den Haffmücken aber Verderben brachte. Ich machte am Morgen im Regen einen Spaizergang durch das Dorf, das eine Anzahl massiver Häuser mit netten Gärten hat. Auf einer Wiese fand ich in Menge die asiatisch-amerikanische Kamille. In Rossitten hatte der Deutsche Orden eine Burg oder ein Schloß, von dem längst kein Stein mehr vorhanden ist. E. T. A. Hoffmanns Phantasie hat aber an diesem Ort ein neues Schloß hervorgezaubert in seiner in Rossitten spielenden Erzählung „Das Majorat".

(Schluß folgt)

An die Ostsee

O liebe Ostsee, dein gedenkend
fühl' ich mich nahe dir und schau',
den Blick in deine Pracht versenkend,
dein wunderbares, tiefes Blau.
Es sehn es und es einzusaugen,
welch eine Freude, welche Lust!
Es tut so wohl nicht nur den Augen,
nein, auch dem Herzen in der Brust.

Wie hört' ich oft der Vöglein Singen
und freute mich am bunten Blühn,
wo die kristallnen Bächlein springen
hinab zu dir aus Waldesgrün!
Gestreift von feuchten Windeshauchen
war ich von deinem Reiz entzückt.
In deine kühle Flut zu tauchen,
hat Leib und Seele mir entzückt.

Dir Ostsee bin ich treu geblieben,
sah ich auch sonst manch stolzes Meer.
Du hast dich mir ins Herz geschrieben
von meiner Kindheit Tagen her,
da ich zuerst einst auf dich nieder
geschaut von grünen Hügels Höh'!
Wie gern dann stets seh ich dich wieder,
du liebe heimatliche See!

JOHANNES TROJAN

Friedrich Wilhelm I.

(Fortsetzung von Seite 7)

Begriff geworden, in dem sich unabhängig vom jeweiligen Zeitgeist die preußischen Tugenden des Dienens am Ganzen und der Pflichterfüllung eingeprägt haben.

Wem dieser Begriff nichts mehr sagt, der mag sich vor Augen halten, was ein Franzose, der ehemalige Botschafter in Berlin, Andre Francois Poncet, in seinem Erinnerungsbuch „Als Botschafter in Berlin" festgehalten hat: „Die Potsdamer Garnisonkirche ist für das Preußentum eine Art Heiligtum. Hier ruht in einem Bronzesarg der Leichnam Friedrich des Großen, vor dem Napoleon, wie die Geschichte überliefert, ausgerufen haben soll: Lägest du nicht hier, so stände ich nicht da!

Die Bauweise ist ziemlich nüchtern wie das alte Preußen; aber harmonisch und licht, wie der einstige Aufbau des Preußischen Staates. Sie erweckt glorreiche und große Erinnerungen an Generationen, die hier ihre Seele in Ehrfurcht vor Gott beugten, erfüllt von Disziplin und Vaterlandsliebe, reich an kriegerischen und staatsbürgerlichen Tugenden, die Erinnerungen an ein Herrschergeschlecht, das Deutschland zur Größe und auf den Gipfel der Macht führte. Jeder Deutsche, der diesen Ort betritt, ist von diesem Gedanken erfüllt und seine Brust schwillt von Stolz und Bewegtheit."

Während sich diese erste Folge der Darstellung Friedrich Wilhelm I. allgemein mit der Person dieses preußischen Königs und im besonderen in seiner Eigenschaft als Organisator Königsbergs befaßt, stellt der Verfasser in der zweiten Folge unter dem Titel „Statthalter und Amtmann in Ostpreußen" die Verdienste des Königs um die ganze Provinz Ostpreußen dar, wie sie sich beispielsweise in der Ansiedlung der Salzburger im Raume Gumbinnen so segensreich für die ganze Provinz auswirkten. Sie lesen die Fortsetzung in unserer nächsten Ausgabe.

De Kohhandel

Wanda Wendlandt

Wie de Vaoderke von onsen Opa noch so e Butzerke weer, dao wohnd anne End von sienem Därp önnem letzte Hieske e ohl Wiewke, de had nuscht wieder wie een Koh un eenem Sähn, der heet Johann. De weer nu aower nich so, wie andre Mönsche sön: nich, dat he nu so ganz und gaor dammlich weer und to rein nuscht nich to jebruuke, nä, sien Aorbeid maokt he all, wenn he anjestellt wurd dato, un manches Maol weer he sogaor op sien Aort sowat wie e bät doowschluwig und löstig. Aower öm Ganze leet em dat doch meist dripsdrollig und de Jungens önne Därp hadde ehrem Spijök möt em.

Dissem Jehann ketteld dat nu, dat de ander jung Kierls ömma op Jaohrmarkt reisde un denn praohlde, wat dat dao alles to sehne un to keepe jeew un wie schlau so söck anjestelld hadde bi et Verköpe. Dröm, wie wedder maol Markt weer, dao proschd he sien Mutter: „Mutterke, wi ware ook ons Koh oppe Markt verkeepe!"

„Ih, Jung", wiwakt de Mutter möttem Kopp, „wat die ook wedder önföllt! Nuscht wi Dommheite häst du in dienem Däz! Wat denkst denn, wer der Koh henleide sull oppe Markt un mötte Köpersch handle?"

„Na, eck!" säd de Jehann ganz patzig und stelld söck breetbeenig vär sien Mutter hen.

„Wat, du?" De Mutterke weer ganz verbiestert. „Du? — Nä, Jung, dat schlaoh die man wedder ute Kopp! Dat jeiht nich! Du kannst nich möt ehr henleide? Un du kannst ganz un gaor nicht handle, du häst ömma so väl to schabbre unt o kose un paßt nich op. Du letst di amend noch vär e paor Dittke de ganze Koh awhandle!"

Ons Jehann aower de leet jao nu nich Rauh und Rast bi Dag nich un bi Nacht, bät he sien Mutter römjekräje hadd. Man bloßig all, öm wedder Rauh to krieje, jeew se naoh: „Na denn vär miensweje — se ward jao nu ook all sachtkes to old, ons Mosch, un wi ware ons denn e hochdragend Stark tolejje motte, wenn wi der man betaohle kunne! Un dröm segg eck di: Paß bloßig op un laot di nicht bedreeje! Laot di nich bedeppre, Jung, paß good op! Und dat segg eck di: Am meiste heed di vär de Lied, wo so väl schabbre, de wölle di bloßig domm maoke! De sönd de Schlömmste, de wo so väl rede dohne!"

De Ohlke had noch väl to rede un to raode, aower ons Jehann had all de Koh anne Zaogel jepackd un leid los. Wi he denn möt ehr oppe Markt keem, dao weer denn all groot Handel un Wandel öm Gang, un denn keem ook bold e Kupscheller to onsem Jehann, bekickd sien Koh von hinde un von väre, beföhld de Hörner un de Tötte, how dem Zaogel op un streek äwre Fell, jeew to allem sien Ansöcht to heere un fraogd, wat de Koh denn bringe soll. „Ih", säd dao ons Jehann, „möt di war eck mi gaonich önlaote, du redst mi väl to väl!"

Dat keeme denn noch so etliche Handelslied un fraogde jedder op sien Aort, wieväl Melk de Koh jeew, wenn se fröschmelksch weer, wennehr se tokaome sull, wat se vär jewehnlich leicht kalwe deed — alles so Fraoges, wo bi jedem Kohhandel jestelld ware un bered ware motte. Aower se kreeje alle nuscht to weete, ons Jehann jeew allem desölwtje Antword: „Möt die wöll eck gaonich handle un war möt di nicht handelseenich ware. Du red'st mi väl to väl — du wöllst mi woll önwöckle? Dao haddst du aower e bät fröher opstaohne mußd, mi keepst du nich vär dammlich! Nä, mi nicht!" Na un wenn denn eener und de ander vonne jewötzd Kupschellersch dem Schnapsbuddel ute Fupp rutlangd un dem Jehann anbeede deed, denn wurd ons Jehann noch extra schuh un leed söck erschtrecht nich op Handle ön. Aower ute Schnapsbuddel tooch he sien good Deel un dat nicht to knapp!

Na, dat kunn jao nu nich utbliwe, dat he op dis Aort sien Koh nich verkofft krieje kunn. Wie de Markt to End weer, dao leid he denn sien Mosch wedder los und schwäkd dem Wech lang, denn de väle und grote Schlucke Schnaps were em doch so sachtkes önne Kopp jestäje: ons Jehann mußd söck wundre, wi söck siene Beene ömma äwer kriez verhaspelte, un sien Mosch wunderd söck vleicht ook, denn op eenmaol kreej se dem Zaogel oppe Puckel un heidi! ziehdraoht! häst du nich jesehne! toog se los, dat de Jehann henschlaog so lang he weer, un de Ströck em ute Händ floq.

„Na, du dammlije Krät!" schömpd he los und wölterd söck önne Mott. Aower wi he söck denn langsam opjehulwterd had, fing he an to prosche: „Komm, komm, Mosch — kommd och, mien Moschke!" denn dat Gaohne wurd em all schwaor jenog, un an Renne weer nicht to denke möt sienem schwaore Kopp. Aower he had lang prosche un torede kunnd, wenn nich de forsch Attack von sien Mosch op ander Aort jestoppd jewese weer. Nich wied vonne Wech dao weer noch so e Eck vonne ohl Godsgaorde, de Muer all ganz verfalle, denn de Goot weer all vär lang Jaohre opjeleesd un de Jebied all lang aller wech. Aower dao weer noch so e Stöck ohl grote Beem un Dannehecke, un vär de stund op e niedrije Postament in Läwensgröt e Mannsfigur, jries un ohl und wacklich, aower an der had söck de Ströck verzoddert un de Koh stund dao wi anjetiedert un freet vonne jung Gras.

„Na Mosch, eck seh all, du häst di nu alleen e nie Herr jesocht, die jefölIt dat woll nich länger bi mi", resonnörd ons Jehann, wi he endlich ranjeschwäkd keem. „Na un du", gnorrd he dem Mannsfigur an. „Du steihst dao so lang un stiew un kickst bloßig — di seh eck dat all an dien lang Näs an, dat di mien Mosch jefölld — du häst woll Lost to mien Koh, wöllst ehr keepe?"

De Koh reckd söck un reed anne Ströck, dat d e ohl morsch Standbild e Ruck krejj. „Kick, kick!" schreej ons Jehann voll Freid, „du jeföllst mi! Du böst de Erschter, wo bei nich so väl redt, du nöckst bloßich möttem Kopp un fertig, di wa eck ons Mosch ok verköpe, un wi ware schon handelseenich ware ohne groot Jeschabber. — Eck meen, tije Daoler mott se woll weert sön, wöllst mi soväl jäwe?

De Koh ruckd wedder an, un de Standbild nöckd. „Sittst! sittst! dat säd eck doch, wi ware rasch eenich ware! Mit di kann eener doch rede, du böst mi doch e vernönftije Kierl! Aower wi ös, häst sowäl Jöld ook ackraod bi Hand odder sull eck mi dat morje fröh awhaole, wenn eck utjeschlaope hebb?

De Koh jeew dem Standfigur wedder e Ruck. „Na jao, dat ös mi denn ook recht, weil dat nu all e bät diest ös, Jöld to telle. Aower der Mosch laot eck di nu all jlieks hier, dat ös mi hiede e bät schwaor, der opsternaotsche Krät tohuus to leide!"

Na dat jeew jao nu e scheen Opstand, wie ons Jehann tohuus keem ohne Koh un ohne Jöld! Rein ömbringe wull söck sien ohl Mutter: „O Gottke nä! wat plaogt mi bloßich, dat eck di gaohne leed möt ons Mosch, ons eenzich Koh? Wat fang wi nu bloßich an, ohne Koh un kein Fennich Jöld? Oh Herr Jesuske, nä, wat häst du mi bloßich jestraoft möt so e Jung, wo nuscht wi Raupe önne Däz häwt?" So weimerd un wuid se de ganz Nacht, aover ehr Jehann de heerd ehr nicht un steerd söck nich, de leej ön sien Bocht un schnarkd wi e Oss. Wi da to schemmre anfing, dao schmeed em aower sien Mutterke rut, dat he bei wenijstens wat dohne sull, wo he nu all der Koh versingbieldeld had. De Jehann gnorrd un wölterd söck noch ganz begammelt, aower dao kreej he e Stöppel Waoter äwre Däz, dat he möt eens ganz munter wurd. He maokd söck nu jlieks oppe Wech, sienem Handelsmann von jistre to söke, un fund ook dem Stell. Aaower sien Koh hadde de Wilf äwer Nacht halw opjefräte, un de had ön ehr Angst möttem Ströck de Standfigur ömjeräte, dat de Mannsfigur nu oppe Näs lang önne Mott leej.

„Na Broder", säd de Jehann, wi he rankeem, „eck seh all, du böst bi jesejentem Aptit jewese, du häst di all de halw Koh betähmt! Aaower du häst di doch woll e bät äwernaohme un dat ös di nich good bekaome — Jao jao, alles möt e Maot, säd jen Schnieder und schlog mötte Ähl sien Wiew dem Puckel blau!"

Aower undre Standbild dao weer e grot Graope voll Jöld un ohle Goldstöck vergraowe jewese, dem kreej de Jehann nu to sehne. „Na sittst! Eck had doch jlieks dem röchtje Rieker! Eck had doch jlieks jesejjt, möt di ward good to handle sön, möt di kann eener doch wenistens rede! — Dat sön jao woll mehr wi tije Daohler, wat wi utjemaokt hadde — aower wenn du meenst, dat di de Koh soväl weert weer — vleicht häwt se di so good jeschmeckt? — Na denn Scheendank ook!"

On de Jehann puckeld söck dem Graope op un schleppd em bi sien Mutterke.

Stilblüten

Aus den Aufsätzen der Kleinen für den Stammtisch der Großen

Der Frühling ist die erste der vier Jahreszeiten. Im Frühling legen die Hühner wieder Eier und die Bauern Kartoffeln.

Meine Eltern wollten ihren Urlaub in keiner unruhigen, von Fremden überlaufenen Gegend verbringen. Darum haben sich alle beide in Kärnten für vierzehn Tage an einem stillen Örtchen niedergelassen.

Es war fein in den Ferien. Ich war bei Onkel und Tante in der Stadt. Einmal hat mich die Tante in den Zoologischen Garten mitgenommen. Da war ein großer Käfig voll Affen. Mein Onkel war auch dabei.

Der leichtsinnige Radfahrer war in der Nacht durch die Straße gefahren ohne sein Hinterteil beleuchtet zu haben.

Der leichtsinnige Metzger hatte mit seinem Karren den ganzen Zaun umgerissen. Das Schwein konnte erst später eingefangen werden.

Mein Großvater hat allen brieflich gedankt, die ihm beim Abbrennen seines Anwesens so eifrig mitgeholfen haben.

Meine Tante hatte auch einen Brand; es tat aber nichts; das Vieh konnte gerettet werden.

Als der Ministerpräsident auf die Straße trat, entblößte sich der größte Teil der Umstehenden.

Wenn man einen Freund zwanzig Jahre nicht gesehen hat, freut man sich ungemein.

Mein Vater hat nicht weniger als sieben Geschwister, nur meine Mutter stammt aus einer kinderlosen Familie.

Unser Hund ist sehr nett. Er frißt alles; besonders liebt er kleine Kinder.

Auf der Straße steht der Milchmann und macht da täglich sein Geschäft.

Meine Tante hat so starke Gelenkschmerzen, daß sie die Arme kaum über den Kopf heben kann. Und mit ihren Beinen ist es genau so.

Schon in aller Morgenstunde legen die Hennen ihre Eier. Daran sollen sich alle braven Kinder ein Beispiel nehmen.

Der arme Kapellmeister brauchte eine neue Hose, da er in der alten keine Musik mehr machen konnte.

Während die Pest in Florenz wütete, erlagen ihr sämtliche Ärzte der Stadt. Erst als der letzte Arzt dahingerafft war, entschwand die Seuche.

Neben Trinksälen hatten die Ritter auch heizbare Frauenzimmer.

Zusammenfassend kann man sagen, daß der alte Fritz ohne seinen Vater nicht denkbar wäre.

Goethe war nicht gerne Minister. Er beschäftigte sich lieber geistig.

Meine Großmutter besitzt ein ganz altes Haus, in dem es viele Ratten hat. Darum kann man ihr ruhig Gift geben.

Wollen Sie einmal von Herzen lachen, dann nehmen Sie sich die von Dr. Wolfgang Krämer in mehreren Jahrzehnten seiner Lehrertätigkeit gesammelten „Lukasberger Stilblüten" (Heft 1 und 2) zur Hand. Eine Fülle unfreiwilligen Humors aus Schulaufsätzen, der wohl gerade wegen seiner Absichtslosigkeit so treffend ist. Jede Folge 48 Seiten, je DM 1,—. Verlag J. Gäßler, München 5.

Intelligenzen / Von Herbert Meinhardt Mühlpfordt

Es wurde Abend. Die Kühe trotteten gemächlich von der Weide den wohlbekannten Weg ins Dorf. Dort angekommen löste sich der Zug auf, jede Kuh schritt ihrem Stalle zu.

Langsam, schaukelnden Ganges, das Euter strotzend gefüllt, kam eine schleppfüßige Kuh den Hügel hinauf zu ihrem Hof. Hart hinter ihr trottete geduldig ein fetter Hammel daher. Kein Hirt und kein Hütejunge kümmerten sich um Kuh und Schaf.

Jetzt waren sie am Ziel. Aber die leichte Lattentür zum Hof, auf den die Tiere zweifellos gehörten, war nicht so weit offen, wie sonst wohl, sondern sie war angelehnt, so daß nur ein etwa handbreit großer Spalt klaffte. Der leichteste Anstoß hätte die Tür weit geöffnet.

Die Kuh trollte zur Tür, aber der Spalt war nicht so groß, daß ihr schwerer breiter Leib hätte hindurchschreiten können. Das sah sie.

Was tat sie also? Sie blieb stehen.

Was tat der Hammel? Als sein Vordermann stehen blieb, blieb auch er stehen.

So standen sie selbander und warteten geduldig.

Ich stand dabei und wartete auch. Ich wollte doch sehen, wie sich dieses Drama weiter entwickeln würde.

Ich dachte daran, daß Vater Brehm die Schafe die dümmsten aller Tiere nennt und in der Rangordnung dem Rind den zweiten Platz einräumt. Sollte sich dies hier erweisen?

Als wir drei fünf Minuten geduldig gewartete hatten, wog ich voller Spannung die schwere Aufgabe, die sich der führenden Kuh hier auftat, und ihr Gehirn gegeneinander ab: würde sie auf den winzigen, aber doch erleuchteten Gedankensprung kommen, einmal mit der Schnauze oder der breiten sturen Stirn gegen die schwanke Holztür zu tippen, worauf diese sperrangelweit aufgegangen wäre? Oder würde gar der Hammel die Führerrolle übernehmen und diese schwierige Gedankenassoziation fertigbringen?

Sein Verhalten sah nicht danach aus. Mit unendlicher Geduld stand er regungslos hinter dem wedelnden Kuhschwanz in genau gleicher Entfernung, wie er der Kuh den ganzen Weg nachgeschritten war, und blickte blöde vor sich hin.

Nein — ich sah es nur zu deutlich — von ihm war keine rettende Tat zu erwarten. Ihn gab ich auf.

Aber vielleicht die Kuh?

Ich wagte zu hoffen, denn sie wurde ungeduldig, und der Schwanz wedelte heftiger. Das volle Euter mochte schmerzen — der Stall rief — sie stieß endlich ein lautes Muh! hervor.

Der Hammel machte seinem Namen Ehre; er stand noch immer unbewegt und stumpfsinnig hinter der Kuh und döste stumm vor sich hin.

Die Kuh ließ von Zeit zu Zeit ein erneutes Muhen vernehmen.

Aber auf den rettenden Gedanken kam sie nicht.

Ich wartete vergebens — die Tiere auch.

Wie lange das wohl so weiter gehen würde? Einmal mußte sich doch irgend etwas ereignen! Mitleid ergriff mich. Sollte ich den Retter spielen und an die Tür tippen?

Aber nein — der Tierbeobachter in mir, der Forschergeist siegte! Vielleicht kam die Kuh mit der Zeit doch auf den rettenden Ausweg? Denn sie war wirklich ungeduldig. Aber der Hammel, der Hammel blieb rettungslos stumpfsinnig und scheinbar wunschlos. Vater Brehm hatte recht!

Niemand kam. Wir warteten geduldig.

Aber das Schicksal ist manchmal barmherzig. Endlich griff ein Deus ex machina ein: er hatte die Gestalt eines jener sandgelben Dorfköter von höchst zweifelhafter Promenadenmischung und gehörte wohl auch in den Hof.

Ohne Hammel und Kuh auch nur eines Blickes zu würdigen, hob er die Pfote gegen die angelehnte Tür und stieß sie mit selbstverständlicher Bewegung, die seine völlige Beherrschung des einfachen Kniffes verriet, zurück. Ohne den geringsten Stolz auf seine geistige Überlegenheit zu empfinden, lief er, die beiden anderen völlig übersehend, in den Hof. Es war klar: was er getan hatte, hatte er um seiner selbst willen getan, nicht für die beiden geistig Armen hinter ihm.

Nun war die Tür also offen. Schwer setzte sich die massige Kuh in Bewegung, und kaum sah der Hammel, daß der Kuhwedel vorwärts rückte, als auch er in seinem dumpfen Herdentrieb sich automatisch in Bewegung setzte. Langsam und phlegmatisch torkelten beide in den Hof.

Ich atmete auf und war dem Hunde dankbar. Wie lange hätte ich wohl sonst noch stehen müssen?

Espelkamp – die Stadt im Walde

Ein Werk der Hilfsbereitschaft und Nächstenliebe

Zehn Jahre ist es her, seitdem in enger Zusammenarbeit zwischen der Regierung Nordrhein-Westfalens und dem Hilfswerk der Evangelischen Kirche Deutschlands der Grundstein für die Vertriebenen-Siedlung Espelkamp gelegt wurde. Die Siedlung — die auch als „die Stadt im Walde" bekannt geworden ist — zählt heute bereits mehr als 10 000 Einwohner.

Die Geschichte des Ortes, der an der Bundesbahnstrecke Herford—Bremen im westfälischen Kreise Lübbecke liegt, nimmt ihren eigentlichen Ausgang von der Entlassung der ersten größeren Gruppen deutscher Kriegsgefangener. Sie begann aber auch im Vorzeichen der Abtrennung deutscher Provinzen im Osten. Tausende und Abertausende von Pommern, Schlesiern und Ostpreußen zuckten die Schultern, wenn man sie in den Lagern fragte, wohin sie entlassen werden wollten. Sie wußten es nicht, waren heimatlos geworden.

Eines Tages tauchte ein schwedischer Pfarrer, früher Gesandtschaftsgeistlicher in Berlin, in englischen Kriegsgefangenenlagern auf. Er hörte, wie durch die Gespräche ostdeutscher Männer immer wieder das gleiche Wort geisterte: „Irgendwo im Westen neu anfangen können, siedeln — sei es auch nur für eine Übergangszeit ...!" — Der schwedische Pastor — er hieß Birger Forell und verstarb im Jahre 1958 — wurde aufmerksam; er hörte auch dies: „In Westfalen gibt es ein großes Munitionslager mit vielen Gebäuden, die nützen jetzt keinem mehr — ein Riesengelände von 250 Quadratkilometer ..." Pastor Forell fuhr nach Espelkamp. Er sah die Hallen, die unversehrt gebliebenen Bunker und Wohnbaracken. Und er erreichte, was damals nur einem Ausländer von Rang und Einfluß in Deutschland gelingen konnte: Die englische Besatzungsmacht übertrug das gesamte Gelände mit allen Gebäuden der Kirche „zur Erschließung für caritative Aufgaben".

Niemand vermag heute mehr zu ermessen, welche Mühe und welche Überwindung es kostete, während der ersten schweren Nachkriegsjahre die Mittel und Kräfte zu sammeln, um weit über die Grenzen eines kirchlichen Hilfswerks hinaus ein Wagnis politischer Sozialgestaltung zum Ziele zu führen, das seinesgleichen nirgendwo in Mitteleuropa hat. Zwei Begriffe kennzeichnen nach 10 harten Aufbaujahren die westfälische Stadt im Walde hauptsächlich: Tat und Hilfe. Die ersten Häuser, die heimatlose Heimkehrer bauten, entstanden weder mit Marshallplan-Geldern, noch gar mit den Mitteln eines „sozialen Wohnungsbaues". Das einzige Kapital jener ersten Siedler in Espelkamp war ihre Arbeitskraft. Ihnen gesellten sich später immer neue Heimkehrer- und Umsiedler-Gruppen zu. Und eines Tages fanden sich sogar Ausländer an den Bauplätzen ein: Mennoniten aus Nordamerika, deren Großväter einst aus Danzig sowie Ost- und Westpreußen ausgewandert waren. Die Mennoniten sind dann wieder in ihre amerikanische Heimat zurückgekehrt; vergessen hat man sie auch deshalb nicht, weil heute mehr als 200 ihrer Glaubensbrüder aus Westpreußen eine eigene Gemeinde in Espelkamp bilden.

Eine wahre Kettenreaktion der guten Beispiele und der praktischen Nächstenliebe gab der Entwicklung Espelkamps in den nächsten Jahren das Gepräge, nachdem Staat und Regierung die Zusammenarbeit mit der von kirchlicher Stelle ins Leben gerufenen Flüchtlingssiedlung aufgenommen hatten und sich an der Gründung einer „Gemeinnützigen Aufbaugemeinschaft Espelkamp" beteiligten. Heute existieren in Espelkamp nicht weniger als 30 Industriewerke und annähernd 100 Handwerksbetriebe. Mit nicht geringerer Intensität wirken die allein aus der Initiative der Bürger entwickelte Kulturgemeinde, die Nachbarschaftshilfe und das Volksbildungswerk.

NEUE BÜCHER

Walter von Sanden-Guja: ÜBERALL LEBEN. Landbuchverlag, Hannover. 210 Seiten Text, 36 Fotos, Ganzl. m. Schutzumschlag. DM 17,80.

Eine Fülle von Erlebtem und Erlauschtem aus der Natur und der Tierwelt Ostpreußens offenbart sich hier dem Leser, und er wird von jeder Schilderung neu begeistert und erfüllt sein. Eine ausführliche Besprechung dieses Buches folgt in einer der nächsten Ausgaben.

Josef Mackiewicz: DER WEG INS NIRGENDWO. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, München. 432 Seiten. Ln. DM 16,80.

Eine Chronik der Ausweglosigkeit könnte man dieses Buch des polnischen Schriftstellers nennen. Schauplatz bildet das Land zwischen Njemen und Wilna, das einstige Litauen, mit seinen Seen, Wäldern und Sümpfen, seinen kleinen Dörfern und Städten. Ein Stück jüngster Geschichte dieses Landes bildet den dramatischen Hintergrund mehrerer Einzelschicksale: die Zeit nach der Okkupation des Landes durch die Sowjetunion im September 1940, dem Datum des Hitler-Stalin-Paktes, und der Ausbruch des Rußlandkrieges. Mackiewicz hat diese Zeit in Wilna als Sowjetbürger miterlebt, was dieser Darstellung das Signum der Echtheit verleiht.

Neues aus der Werkstatt des „Karlsruher Boten": Hans Garbelmann: „Überfall der Raubvögel", Gedichte. Mit mehreren zweifarbigen Linolschnitten von Fritz Möser. — Alfred Staningk: „Vogelsang und tröstender Klang", Gedichte. 64 Seiten. Jeder Band DM 2,—. — „Lob und Dank". Eine Sammlung von Liedern und Gedichten aus der Leidenszeit unseres zwiegeteilten deutschen Volkes. Mit mehreren Kunstdrucktafeln mit Bildnissen der Dichter und vier ganzseitigen Farbholzschnitten von Karlsruher Schülern und Pfadfindern. 114 Seiten, DM 5,—.

Julius Sadowski 80 Jahre

Schulmann und Freund

Herr Mittelschullehrer i. R. Julius Sadowski, jetzt wohnhaft in Düsseldorf-Wersten, Kärntner Weg 53, feiert am 17. August d. Js. seinen 80. Geburtstag. Vom ostpreußischen Bauernhof stammend, hat er, nachdem er sich auf der Präparandenanstalt in Friedrichshof und dem Lehrerseminar in Angerburg auf den Lehrerberuf vorbereitete, 45 Jahre Schuldienst getan. Davon Jahre an einem Erziehungsheim in Memel und 40 Jahre an Königsberger Schulen, die letzten 20 Jahre, von 1925 bis 1945 an der Sackheimer Mittelschule in Königsberg in Ostpreußen.

Er war ein begnadeter Lehrer, seinen Schülern gerecht und hilfreich, ihnen ein wahrhaft väterlicher Freund. Geschätzt wurde seine Vielseitigkeit, namentlich in Turnen, Gartenbau und Handfertigkeit. Im Kollegium rühmte man seine Aufrichtigkeit. Seine Meinung sagte er auch dem Vorgesetzten frank und frei. Besonders kümmerte er sich auch um seine Schüler nach der Schulentlassung, so daß es nicht verwunderlich, daß er jetzt, fern seiner ostpreußischen Heimat, die Verbundenheit mit der „Vereinigung ehem. Sackheimer Mittelschüler aus Königsberg/Pr. als deren Ehren- und Vorstandsmitglied aufrecht erhält. Seine ehemaligen Schüler und Kollegen gratulieren ihm auch auf diesem Wege von ganzem Herzen. K. G.

Vereinigung ehem. Sackheimer Mittelschüler Königsberg

Wir weisen darauf hin, daß während der Sommermonate der Stammtisch unserer Vereinigung ausfällt. Der erste dieser Art nach den Ferien findet wieder am Montag, den 5. Oktober ds. Js., 19 Uhr, in unserem Düsseldorfer Vereinslokal „Haus Konen", Suitbertusstr. 1, statt, an welchem wir auch das 39jährige Bestehen der Vereinigung begehen werden. Wir bitten um einen regen Besuch dieses Abends. Der Vorstand.

Kulturelles in Kürze

Untergang der „Wilhelm Gustloff" als Film

Regisseur Frank Wisbar, der für seinen Stalingradfilm „Hunde, wollt ihr ewig leben" mit dem Bundesfilmpreis ausgezeichnet worden ist, wird Ende August in den Göttinger Ateliers mit den Dreharbeiten zu einem Film über den Untergang der „Wilhelm Gustloff" beginnen. Der Film soll den Titel „Nacht fiel über Gotenhafen" tragen. Die Hauptrollen sind noch nicht besetzt. In den nächsten Tagen sollen Probeaufnahmen stattfinden. Der Film wird von der Deutschen Filmhansa, Hamburg, produziert.

Kollwitz-Ausstellung in Berlin

Die Käthe-Kollwitz-Gemeinde, in Zusammenarbeit mit dem Ost- u. Mitteldeutschen Arbeitskreis, wird im Herbst 1959 in Berlin-West eine Ostdeutsche Woche gestalten. Im Mittelpunkt dieser Arbeit soll eine Käthe-Kollwitz-Ausstellung die Verbindung des ostdeutschen Menschen zum gesamtdeutschen Geschehen umreißen. Vorträge über die Fragen zum Heimatrecht, zur Selbstbestimmung und zu nachbarlichen Beziehungen zu den Ostvölkern werden das Arbeitsprogramm dieser Woche ausfüllen.

Ausstellungen der Künstlergilde

Zugleich mit einer vom Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung vorbereiteten Ausstellung „Deutsche Kultur im Osten" wird die Künstlergilde im Zusammenwirken mit dem Nassauischen Kunstverein in den Räumen des Städtischen Museums Wiesbaden vom 31. August bis zum 5. Dezember ihre Jahresausstellung zeigen.

Im Januar und Februar 1960 findet in der Kunsthalle Düsseldorf eine weitere große Ausstellung der Künstlergilde statt. Dort hatte 1950 die Reihe der ostdeutschen Kunstausstellungen ihren Anfang genommen.

Angerburger Literaturpreis für Klara Maria Karasch

Im Rahmen der Zehnjahresfeier der ostpreußischen Kreisgemeinschaft Angerburg in der Patenschaft Rotenburg/Hann. wurde der „Angerburger Literaturpreis", der vom Kreis Rotenburg gostiftet wurde und alle zwei Jahre verliehen wird, diesmal der jetzt in Eutin in Holstein lebenden Schriftstellerin Klara Maria Karasch zugesprochen. Er wurde ihr während einer kulturellen Veranstaltung vom Rotenburger Oberkreisdirektor Janssen überreicht. Der Preis ist mit 500 DM dotiert. Klara Maria Karasch hat in Gedichten und kleinen Erzählungen, die in den Angerburger Heimatbriefen und in der Tagespresse veröffentlicht wurden, das Brauchtum ihrer Heimat und die Wesensart der Angerburger Menschen geschildert und damit einen wertvollen Beitrag zur Erhaltung des ostpreußischen Kulturgutes geleistet. Der Preis wurde erstmalig im Jahre 1957 an Gustav Baranowski verliehen.

Ruth Düne-Thomaschewski †

Die bekannte Malerin und Graphikerin Ruth Düne-Thomaschewski ist plötzlich im Alter von 54 Jahren in Hameln verstorben. Die Künstlerin wurde am 5. März 1905 in Graudenz geboren. Ihre künstlerische Ausbildung erhielt sie in den Jahren von 1922—28 an der Staatlichen Kunstschule in Berlin. Mit dem Maler Hans Düne verheiratet, war es ihr vergönnt, viele künstlerische Erfolge, besonders auf dem Gebiete der Graphik, zu erringen. — Das Katastrophenjahr 1945 verschlug die Künstlerin mit ihrer Familie in den Harz, wo sie mehrere Jahre in Schlewecke wohnte und sich dem Bund bildender Künstler sowie der Künstlergilde e. V. anschloß.



(72)

Liebe ostpreißische Landsleite!

De Hitze hat inzwischen e bißche nachgelassen, es war auch de heechste Zeit, denn se hat aufe Emma, was meine Frau is, sehr unginstig gewirkt. E bißche bekloppt war se ja all immer, dadran hadd ich mir allmählich gewehnt, aber nu hat se mir scheint e richtigem Sonnenstich gekriegt. Vleicht hädd ich es gar nich so schnell gemerkt, aber wie se Johannisbeeren einmachen tat, da kam es raus.

Sehn Se, der Bauerochse, wo wir bei wohnen, hat in seinem Garten so viel Johannisbeeren, daß er nicht wußd, wo er damit hin soll. Deshalb sagd er ihr, se kann sich pflicken und einmachen. Das ließ de Emma sich nich zweimal sagen. Se besorgd sich e großem Kalabreser gegne Sonn, huckd sich auf e kleines Stuhlche mang die Streicher und pflickd eimerweis Johannisbeeren. Se pflickd Stunden und Stunden. Zuletzt hadden wir de ganze Stub voll, und ich stand ganz verzweifelt mang die Töpfe und Eimer, mang die Gläser und Schissels. Kein Stuhl war frei zum Hucken, und kein Teller zum Essen.

Daderwegen ergriff ich de Flucht und ging im Krug, wo ich wenigstens was zu trinken kriegd. Aber meine Uhr mußd ich zu Haus lassen, denn de Emma wolld einmachen, und dazu brauchd se e Uhr. Aufem Weckert is kein Verlaß, sagd se. Ich ließ mir natierlich Zeit, zu Haus hädd ich womeeglich noch mußd helfen, und Johannisbeeren abstreifen is doch bestimmt keine standesgemäße Beschäftigung fier e ehemaligem heeherem Postbeamten. Aber sagen Se bloß nuscht de Emma, sonst fängt ihr das vleicht noch hinterher an zu ärgern.

So gegen eins traud ich mir denn endlich zu Haus, weil ich dachd, nu is de Gefahr vorbei, und de Emma liegt längst inne Posen. Ja, Moppke! Se stand immer noch und machd ein. Da ieberlegd ich ganz ernsthaft, ob ich nich noch emal umkehren solld, denn an Schlafen war ja doch nich zu denken. Und wie ich ihr frag, wer die ganze Beeren aufessen soll, und nachseh, wieviel noch aufem Tisch steht, da denk ich, ich krieg eins fiere Freß. Da hädd de Emma doch meine scheene Uhr im Glas gestoppt und wolld ihr gerad einmachen! Sagen Se selbst, eingemachte Taschenuhren, wo giebt denn sowas aufe Welt! Das kann doch bloß beim Sonnenstich passieren. Na, ich konnd ihr noch gerad so im letzten Monument vor die Vernichtung retten. Und de Emma wurd auch noch bees und meind: „Nu hab dich man nich so, was liegt all an deine poplige Uhr!"

Meine poplige Uhr!! Das is de greeßte Beleidigung, wo einer meinem treien Taschen-Regulatohr zufiegen kann, denn er is e altes Familien-Erbstick und läßt sich durch nuscht aus die Ruhe bringen. Wie hab ich ihm aufe Flucht behietet und verklaut, daß ihm bloß keiner nich fand. Und nu: Poplige Uhr! Wissen Se, es is nu all e paar Tage her, aber ich kann mir immer noch nich beruhigen. Der einzige Trost is ebend, daß einer, wo dem Sonnenstich hat, nich weiß, was er fier Bleedsinn reden tut.

Sehn Se, mein Uhrche is nämlich direkt e Pracht-Exemplar, auf der können Se sich in alle Lebenslagen verlassen. Na ja, se is e bißche groß und klobig, daß se man schlecht inne Westentasch reinpaßt, aber dafier is se auch nich empfindlich und verträgt e Rucks. Mein Opa, wo ihr zu e Einsegnung gekriegt hädd, sag immer: „Die brauch keinem Uhrmacher nich, und wenn mal neetig ist, ihr reinzumachen, klapp ich ihr hinten auf und polier ihr mitte Schubirst. Das muß e gute Uhr aushalten". Das meeg ja alles sein, aber ob se das Einmachen ausgehalten hädd, das weiß ich wirklich nich. Deshalb bin ich glicklich, daß ich ihr retten konnd. Nu hängt se wieder an ihre eiserne Kett, wo mir ieberm Bauch bammelt, und tickt vergniegt inne Gegend. Und immer, wenn ich ihr ankick, muß ich an meinem Opa denken. Er hat se mir vererbt und ich solld ihr stets in Ehren halten, hadd er auf dem Zettel geschrieben, wo er de Uhr eingewickeld hadd. Wenn er erfahren könnd, daß de Emma ihr beinah eingemachd hädd, der möchd ihr zur Strafe nachts als Gespenst schichern kommen. Und de Emma is doch so ängstlich und abergläubisch.

Mein Opa war e sehr kluger Mann und brachd, wie er knapp fimf Jahre alt war, sogar dem Herr Präzenter in Verlegenheit, indem daß er ihm fragen tat, wie das kommt, daß die weiße Schafe schwarze Bohnen machen. Aber es ging noch weiter: „Wer sagt dem Tiemometer, wie heiß es is, und was macht der Tiemometer, wenn hundert Grad frieren tut?" Der Herr Präzenter hat bloß mittem Kopp geschlackert und sich ieber dem aufgeweckten Gnoß gewundert. Zuletzt solld er ihm sagen, wieviel Zentner der Mond wiegt. Das wußd er natierlich auch nich, aber dem andern Tag kam er bei meinem Opa sein Vater, also bei meinem Ur-Opa — wo aber nuscht mit meine Uhr zu tun hat — und sagd: „Der August muß Lehrer werden, denn er hat den Kopf dazu". Er wurd aber nich Lehrer, sondern Steineklopfer an der Karalener Schosseeh, und das lag bloß an einem Sprachfehler, wo er nich loswerden konnd. Sehn Se, er konnd nich schw sagen, sondern es wurd immer schr daraus. Statt Schwager sagd er Schrager und statt Schwanz sagd er Schranz. Der Herr Präzenter meind, das wird sich später von selbst verlieren, aber es muß auch meeglich sein, ihm das abzugewehnen. Man muß es bloß mit Miehe und Geduld versuchen. Bei die nächste Gelegenheit wolld er zeigen, wie das gemacht werden muß.

De Gelegenheit kam, indem daß meinem Opa sein Vatche — also mein Ur-Opa — Geburtstag hädd. Fimf Sorten Kuchen waren gebacken und standen inne Schlafstub, drei Sorten Braten gab es zu Ambrot, wie es zu Haus bei uns ieblich war, und de ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft war eingeladen. Der Onkel Emil und de Tante Jule waren gekommen, dem Ur-Opa seine beide verkrutzelten Schwestern, wo er bloß immer Suppenhiehner tittelieren tat, der Schwager Franz mit seinem dicken Trichel und seine Frau, wo ieberall was zu bemäkeln hadd, und was weiß ich, wer noch alles. Jedenfalls war de gute Stub voll bis oben, und der Herr Präzenter war natierlich auch erschienen, indem daß er sowieso nirgends nich fehlen dirfd, aber schon gar nich, wenn Braten und Kuchen gab. Nu huckden se aller rum und lauerten aufem Kaffee.

Das war de richtige Gelegenheit fier em Herr Präzenter, dem Opa seinem Sprachfehler abzugewehnen. Damals war er, wie gesagt, knapp fimf Jahre alt. Der Herr Präzenter zog ihm zu sich ran und sagd leitselig und salbadrig: „August, du bist doch ein so kluges Kind, du willst alles wissen und sollst doch einmal Lehrer werden. Jetzt paß mal gut auf! Sieh mir genau auf den Mund und sage ganz langsam und bedächtig „sch-w-arzes Sch-w-ein". Nu kickden aller dem August an und lauerden auf das große Wunder. Und das große Wunder kam, aber anders, wie der Herr Präzenter es sich gedacht hadd. Denn der August kickd sich einmal ganz wild um, und denn sagd er ganz aufgeregt zum Herr Präzenter: „Auf wem?"

So war das Experement mißlungen. Zwar kriegd er, wie er virzehn wurd, die scheene Uhr, wo nu bald zum Deiwel gewesen wär, aber mittes Lehrerwerden wurd nuscht mehr. Nu will ich bloß hoffen, daß sich bei e Emma nich noch mehr sone verrickte Simptohme zeigen. Sonst kann einer sich gar nich außes Haus riehren, daß se nich womeeglich aus meine alte Bixen Fleck kochen tut. Kneifen Se man dem Daumen, daß es wieder vorbeigeht!

Herzliche Grieße

Ihr

Ernst Trostmann
Landbriefträger z. A.

Der Weg in die Heimat

Von Prof. Dr. Ernst Wilhelm Meyer

I.

Welches kann der Weg in die Heimat sein oder werden? Dies ist die Frage, unter die ich die folgenden Betrachtungen stellen möchte.

Sicherlich ist ungangbar — um dies alsbald zu sagen — der Weg des Krieges. Ich bin keinem einzigen Heimatvertriebenen oder sonstigem Deutschen begegnet, der den wahnsinnigen Gedanken an Krieg hegte. Krieg scheidet als Mittel der Politik im atomaren Zeitalter aus. Wir sind willens, hierfür alle nur denkbaren Garantien dem Osten und dem Westen zu geben und freilich auch zu empfangen, weil sich Kriegsschuld wahrlich nicht nur auf Deutschland beschränkt. Wir sind alles andere als „Revanchisten" und schon gar keine Spott verdienenden „Kreuzzügler" des 20. Jahrhunderts weder in unmöglichen Taten, noch in möglichen Gedanken.

Unser Weg ist auch nicht vom Haß bereitet. Wir wären sehr töricht, wenn wir etwa den Kommunismus hassen wollten. Wir lehnen den Kommunismus für uns ab. Wir bekämpfen ihn innerhalb unserer Grenzen geistig und politisch. Ein vereinigtes Deutschland wird voraussichtlich wieder eine kommunistische Partei haben, wie Italien und Frankreich sie haben. Haß würde uns alsdann in den zu erwartenden geistigen und politischen Auseinandersetzungen nur blind und unterlegen machen.

Wohl aber bauen wir aufs Recht, aufs Völkerrecht. Indes, so sind wir verpflichtet uns zu fragen, wird oder kann uns der Weg des Rechts zum Ziele führen? Die Antwort ist — so scheint mir — ein Ja und ein Nein. Recht ist eines der höchsten Güter der Menschheit. Unsere Ansprüche auf unsere Heimat sind rechtlich, geschweige ethisch, nicht antastbar. Wir werden uns also immer und überall auf dieses gute Recht zu unserem echten Nutzen stützen sollen. Hier darf kein Mißverständnis obwalten. Wir preisen daher in Dankbarkeit, die nie erlöschen wird, die hervorragenden Gelehrten, die uns das Instrument des Rechts immer neu schmieden und in die Hand geben.

Aber obschon Recht eine starke Stütze ist, so ist dennoch der alleinige oder vornehmliche Verweis aufs Recht kaum ausreichend. Es wäre verhängnisvoll für uns, wenn wir dies nicht begreifen würden. Wie im Leben des einzelnen, wie in der Innenpolitik, so triumphiert auch in der Außenpolitik sehr oft das Unrecht und keineswegs das Recht. Derjenige weiß wenig vom Gange der Weltgeschichte, der bezweifeln wollte, daß in ihr das Unrecht häufig bleibende Triumphe zeitigte. Daher kann Recht als kein an sich ausreichender Wegbereiter erachtet werden.

Insbesondere wollen wir unverdrossen auf das Recht der nationalen Selbstbestimmung pochen. Ich selbst hänge ihm seit Jahrzehnten fast leidenschaftlich an. Ich halte die Anwendung des Selbstbestimmungsrechts für eine der sichersten Friedensgrundlagen, während seine Mißachtung fast immer die Ursache fortdauernder Spannungen und Friedensgefährdungen ist. Aber auch im Hinblick auf das Selbstbestimmungsrecht müssen wir uns vor Illusionen hüten. In den letzten 50 Jahren, d. h. seitdem es durch Woodrow Wilson in die vorderste Reihe einer nicht durch Willkür charakterisierten Außenpolitik gestellt worden ist, wurde es besser bekannt durch seine Mißachtung als durch seine Befolgung. Es kann kein Zweifel bestehen, daß die Austreibung von 12 Millionen Deutschen, wie sie die Folge der Beschlüsse der amerikanischen, britischen und sowjetischen Machthaber war, eine ranke Mißachtung des Selbstbestimmungsrechts gewesen ist, völlig konträr den hochidealistischen Gedankengängen Woodrow Wilson's. Wir werden das Selbstbestimmungsrecht in der ganzen Welt — außer in Europa natürlich auch in Asien und Afrika — noch dringend benötigen. Ich ersehne seine Stärkung ebenso wegen der Gegenwart wie wegen der Zukunft. Sonach rede ich nicht etwa einer Nicht-Betonung des Selbstbestimmungsrechts das Wort. Ich warne nur vor seiner Überbewertung als Mittel der Politik.

Wir kommen nicht darüber hinweg: Auch in unserem Zeitalter herrschen Macht und Interesse auf der außenpolitischen Bühne stärker als Ideale. Ja, es gibt manche wissenschaftlichen Schulen, deren gute Motive anzuzweifeln uns schlecht anstehen würde, die gegenteilige Theorien, und zwar weniger der Leugnung als der Abschwächung des Selbstbestimmungsrechts, vertreten. Es handelt sich hierbei um das harte Problem der Rangordnung von Werten. Es würde nicht zu unserem Vorteil gereichen, wenn wir hiervor die Augen schließen wollten. Nur die volle Kenntnis auch gegenteiliger Auffassungen kann uns in dem unendlich schweren Kampf für das Selbstbestimmungsrecht die benötigten Stützen verschaffen. Mit vollem Recht schreibt Dr. Herbert Hupka, stellvertretender Bundesvorsitzender der schlesischen Landsmannschaft: „Es gibt viele Beispiele aus der jüngsten Geschichte um darzulegen, wie durch die ‚Gewalt der Gewaltlosigkeit' und die unbeugsame Aufrechterhaltung des Rechtsstandpunktes — trotz der Ohnmacht der Unrecht erleidenden Völker und Volksteile — das Recht über die brutale Gewalt gesiegt hat." Wir denken hierbei, wohl im Einverständnis mit dem Autor, auch an Mahatma Gandhi, an seine große Botschaft der Gewaltlosigkeit von ewigem Wahrheitsgehalt. Es wird für uns stets geboten bleiben, sich auch seiner in unserem Kampf zu erinnern, mehr noch — ihn und andere seiner Größe und seines reinen Wollens uns zum Beispiel zu nehmen.

Lassen Sie mich nunmehr fragen: Wird uns der „Westen" den Weg bereiten? Und lassen Sie mich deshalb antworten: Wir wären schlecht beraten, wenn wir den Westen für uns nicht als Fürsprecher, als Freund benutzen wollten. Hierauf wird sich unser Bestreben unbeirrt und unbeirrbar zu richten haben. Aber die bekannten Äußerungen Charles de Gaulle's können uns nicht viel Hoffnung geben, daß etwa Frankreich — das eigene Heimatrechte im überseeischen Algerien betont — deutsche Heimatrechte sich zu eigen machen würde.

Wir müssen auch berücksichtigen, daß in den Vereinigten Staaten bald wieder Präsidentenwahlen stattfinden werden und die Macht etwa polnischer und tschechischer Verbände in Amerika sehr groß ist, unvergleichlich größer als jene deutscher Verbände, und von Präsidentschaftskandidaten deshalb nicht außer Acht gelassen werden kann. Schließlich stammt von einem amerikanischen Außenminister das Wort, daß unsere Wiedervereinigung erst nach 50 oder 100 Jahren kommen mag. Also auch vom Westen können wir — so bitter es uns ankommt, dies zu begreifen, und so unermüdlich wir uns um das Verständnis des Westens bemühen wollen — eine westliche Hilfe nach Lage der Dinge keineswegs erwarten, trotz NATO, trotz sogenannter Bündnisse die für Vieles gut sein mögen, aber kaum für Ansprüche auf Gebiete jenseits der Oder-Neisse-Linie benutzt werden können.

Auch darf uns kein Vertrauen auf große Worte irreführen. Natürlich ist es notwendig, in unseren Reihen Erinnerungen an das, was war, und zuversichtliches Hoffen auf das, was sein soll, ständig zu pflegen. Insoweit hat sich unsere Heimatpresse große Verdienste erworben. Aber wir müssen andererseits, so möchte ich annehmen, uns vor übersteigerter Sprachführung hüten. Wir dürfen nicht das uns von den Griechen überkommene Gebot des Maßhaltens vergessen, was wir beispielsweise tun, wenn wir einen potentiellen Vertragspartner, wie die Sowjet-Union, einen Erbfeind, einen Welteroberer, einen steten Brecher von Verträgen zu nennen belieben. Wie wollen wir mit jemanden wirksam verhandeln, wenn wir ihn dauernder Unglaubwürdigkeit bezichtigen? So ebnen wir keinen nützlichen Weg, wir machen ihn vielmehr ungangbar, noch ehe er sich eröffnet hat. So gefährden wir, aber fördern wir nicht unsere berechtigsten Interessen. Zudem ist zu besorgen, daß wir hiermit den Entwicklungen nachhinken. Denn wenn auch nur langsam und mit Unterbrechungen, ja mit Rückschlägen, allmählich beginnt sich doch eine Wende in der Politik zu vollziehen, indem wie gestern der englische Ministerpräsident, so morgen der amerikanische Vizepräsident nach Moskau auf Besuch fahren. Wir dürfen uns nicht berauschen an großen Worten, wenn höchst dramatische Szenenwechsel auf der Weltbühne von uns intensivste Beobachtung, kühlstes Urteil, zeitgemäßes Planen verlangen.

Auch verschaffen sich manche Landsleute ein bewundernswertes, wenn auch manchmal wunderliches, aber immer rührendes Vertrauen auf die Zukunft aus dem Studium der Geschichte. Sie glauben, daß eines Tages die Geschichte Polens oder Elsaß Lothringens sich an unseren Ostgebieten wiederholen könnte. Sie meinen die Polen und die Franzosen hätten obgesiegt, weil sie geschwiegen, aber ihr Land niemals vergessen hätten. Hierzu ist zu sagen, daß nur letzteres richtig ist. Denn geschwiegen haben die beiden Völker keineswegs. Was aber an dem Argument besonders falsch ist, ergibt sich aus dem Umstand, daß die Elsaß-Lothringer und die Polen auf ihrem Grund Boden gelassen worden, während die Deutschen von ihrem Grund und Boden vertrieben worden sind. Und was ferner bei dieser ganzen Argumentation vergessen wird, ist der weitere Umstand, daß trotz allem Patriotismus und trotz aller Geduld es erst zweier grausamer Weltkriege bedurfte, um die Geschicke Elsaß-Lothringens und Polens neu zu gestalten. Aber heutzutage, wie ich bereits sagte, scheidet eben der Krieg als Mittel der Politik völlig aus und auch aus solchem Grunde kann der Hinweis auf Polen und auf Elsaß-Lothringen trotz einiger Meriten nicht überzeugen.

Noch andere unter uns möchten auf slawische und sonstige Emigranten-Gruppen in westlichen Hauptstädten oder auf innenpolitische Aufstände in den sogenannten — ein abscheuliches Wort — „Satelliten"-Ländern oder auf internationale Ereignisse, wie etwa einen Konflikt zwischen der Sowjet-Union und China, spekulieren. Alle solchen Spekulationen sind aber völlig ungeeignet, den Weg in die Heimat zu bereiten. Sie sind verständlich als Ausgeburten verzweifelten Harrens und Wartens, aber sie sind auch gefährlich, da sie im Kern gleichkommen oder nahestehen einer Einmischung in die politischen Angelegenheiten anderer Völker. Auch darf wohl die Frage aufgeworfen werden, weshalb etwa die Exilpolen uns freundlicher als die anderen Polen gegenüberstehen sollten, es sei denn auf Kosten der deutsch-sowjetischen Beziehungen. Jedenfalls lassen sich Gründe aus der Vergangenheit von wirklich überzeugender Kraft kaum heranholen. Was aber die Gegenwart anlangt, so gibt genügende Aufklärung ein Bericht des Göttinger Arbeitskreises vom 15. April ds. Js., in dem es heißt: „Der exilpolnische Journalistenverband befaßte sich auf seiner diesjährigen Generalversammlung, die kürzlich in London stattfand, ebenfalls mit der Oder-Neisse-Frage. In völliger Übereinstimmung mit der Annexionspolitik Warschaus wurden alle polnischen Journalisten aufgerufen, die polnischen Ansprüche auf die deutschen Ostgebiete jenseits von Oder und Neiße nunmehr mit besonderem Nachdruck vor der Weltöffentlichkeit zu vertreten. Es gehe insbesondere darum, zu erreichen, daß die Grenze an Oder und Lausitzer Neisse baldmöglichst endgültig von den Westmächten anerkannt wird, heißt es in der diesbezüglichen Resolution des exilpolnischen Journalistenverbandes."

Unbeschadet, ob die Regierung Polens eine kommunistische oder nichtkommunistische ist, werden wir auch mit Polen zu einem Einvernehmen gelangen müssen. Ich glaube, wir sollten nicht vergessen, daß das gegenwärtige Polen bereit war, diplomatische Beziehungen mit uns aufzunehmen und hierbei das Oder-Neisse-Problem ausdrücklich auszuklammern. Wir lehnten alles ab. Heute scheint die Absicht zu bestehen, „Kontakte" mit polnischen Vertretern in Genf herzustellen. Ich will auf die Frage, was weiser erscheint: Damalige diplomatische Beziehungen oder heutige „Kontakte" nicht eingehen. Mir liegt nur daran, das Spekulieren auf Emigranten-Kreise und verwandtes Spekulieren enden zu sehen.

II.

Wenn wir nicht spekulativ, sondern nüchtern und auch mit Skepsis an die Lösung unseres Problems uns begeben — immer unter Aufrechterhaltung, wie nochmals betont sei, aller Rechtsansprüche, wenn auch ohne ihre Überbewertung — dann müssen wir zunächst feststellen: Der Weg in die Heimat geht nur über die Erreichung der Wiedervereinigung. Darum werden wir auch in unserer Eigenschaft als Heimatvertriebene uns unentwegt mit konstruktiven Gedanken über die Wiedervereinigung befassen müssen. Wir werden hierbei die Nihilisten oder absoluten Pessimisten abzuschütteln haben, die sagen, daß in absehbarer Zeit eine Wiedervereinigung nicht möglich sei. Wer als Deutscher solche Paralyse stärkt, verrät die Heimat und Gesamtdeutschland. Derjenige verrät die Heimat und Gesamtdeutschland, der „auf absehbare Zeit" am liebsten gar ein bundesdeutsches Nationalgefühl entwickeln möchte. Wir werden ferner als unsere Gegner diejenigen erkennen sollen, die Alles oder Nichts wollen und alsdann ganz sicher Nichts, Garnichts erhalten werden.

Jedenfalls: Die Beibehaltung des Status quo in der Wiedervereinigungsfrage wäre auch die Beibehaltung des Status quo in der Oder-Neisse-Frage. Wir müssen daher verhandeln — mit Ungeduld und nicht mit jener angeblich nützlichen, in Wahrheit verderblichen Geduld eines: Morgen, Morgen, nur nicht Heute.

Noch unendlich schwerer als das Wiedervereinigungsproblem wird aber gewiß das Oder-Neisse-Problem zu lösen sein.

Ganz deutlich darf ich hierzu sagen, unter Unterstreichung von teilweise Gesagtem: So sehr wir bei der Lösung der Oder-Neisse-Probleme der Hilfe des Westens bedürftig sind und sie erstreben, so wird der Hauptbeitrag doch von der Sowjet-Union zu leisten sein.

Denn wenn wir wollen, daß Polen sich aus deutschen Gebieten nach Osten zurückzieht, so wird unsere Außenpolitik die Sowjet-Union bewegen müssen, sich ihrerseits nach Osten zu wenden und einige früher polnische Gebiete an Polen zurückzugeben.

Hierzu bedarf es großer Entschließungen auf vielen Seiten, einschließlich und vor allem auch auf deutscher, polnischer und sowjetischer Seite.

Wir wollen nicht „weich" sein. Wir wollen auch keinen halben oder viertel Kommunismus bei uns. Wir wollen keine geistige Verwirrung. Aber wenn unsere grauenvolle Niederlage, wenn der Tod von Abermillionen Männern, Frauen und Kindern einen nachträglichen Wert erzeugen soll, dann muß es ein gerechter und dauerhafter Friede auch im Osten sein. Er muß für Deutsche ein aus Völkerfreundschaft geformter Friede insbesondere auch mit Polen und der Sowjet-Union sein, mit heilenden Ausstrahlungen auch auf unsere engere Heimat. Das wäre der Versuch einer Außenpolitik gen Osten im Sinne der Forderungen eines atomaren Zeitalters. Das wäre eine Europapolitik, bei der Europa nicht an der Elbe endet.

Die beiden Beiträge zum Heimatrecht von Prof. Carlo Schmid und Prof. Meyer zitieren wir aus „Leitfaden für Vertriebene", Bonn.

Menschenrecht - Heimatrecht

Von Prof. Dr. Carlo Schmid

In seinem Vortrag zum 17. Juni in Mannheim hat Prof. Dr. Carlo Schmid, Vizepräsident des Bundestages, zur Frage des Heimatrechts und seiner Gültigkeit Stellung bezogen.

Freiheit kann nicht nur Freiheit eines einzelnen sein, denn der einzelne ist Glied einer Nation, und die Freiheit des einzelnen setzt die Freiheit der Nation voraus. Freiheit der Nation aber bedeutet Bestimmung der Inhalte und Formen ihrer Lebensordnungen durch die Nation selbst. Nation ist aber nicht schlicht mit Volkstum gleichzusetzen, so wichtig auch ein Volkstum für eine Nation sein mag, Nation entsteht vielmehr durch die Entschlossenheit eines Volkes, nunmehr selbstverantwortlich und selbsttätig handelnd in die Geschichte einzutreten und zu verantworten, was sein geschichtliches Handeln ihm zugebracht hat. Nation ist ein sich täglich erneuerndes Ja zu einer Schicksalsgemeinschaft und Einheit der Nation bedeutet Einheit innerhalb der staatsrechtlichen Grenzen, die ihr die Geschichte gezogen hat.

Freilich ist die Geschichte nicht immer gerecht gewesen. Volkstum und Staatsnation, staatsbildende Nation, decken sich nur selten in Europa voll und insbesondere dort nicht, wo deutsches Volkstum die Lande geprägt hat. Hier haben politische Machtverhältnisse und Machtverschiebungen oft das Naturrecht gebrochen ... Auch wir Deutschen haben dies anderen gegenüber gelegentlich getan — ich brauche nur an die Teilung Polens erinnern. In diesen Lagen muß verantwortungsbewußte Politik versuchen, nach Möglichkeit Geschichte und Naturrecht zur Deckung zu bringen, wenigstens aber eine Ordnung zu schaffen, die es den Menschen zumindest möglich macht, nach ihren Vorstellungen zu leben und die Dinge heilig zu halten, die ihnen heilig sind — unbeschadet ihrer Treupflicht dem Staate gegenüber, unter dessen Fahnen die Stürme der Geschichte sie geweht haben.

Die Notwendigkeit, alles zu tun, die staatliche Einheit des deutschen Volkes zu ermöglichen — und dies unter Umständen, die wir nicht mit Mitteln der Macht ändern können — kann den Zwang bedeuten, uns auf die Grenzen beschränken zu müssen, deren Rechtmäßigkeit im völkerrechtlichen Sinne uns niemand bestreiten kann — zumal wenn wir wissen, daß weitergehende Ansprüche die Herstellung der Einheit auf diesem Raum bedrohen.

Die Forderung, die heute an uns gestellt ist, heißt nicht ‚Erneuerung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation', sie lautet: ‚Zusammenführung der deutschen Nation in einem freien deutschen Staate'!

Aber neben all dem gibt es auch ein Recht auf die Heimat. Und dieses Recht auf die Heimat bleibt auch dann ein Recht, wenn die Macht fehlt, es zu verwirklichen. Es ist jenseits aller Staatsrechte ein Menschenrecht. Es ist ein heiligeres Gebot als jede Staatsraison.

Sollte es denn heute ganz und gar unmöglich sein, an menschliche Gefühle auch von Regierungen zu appellieren? Ist es nicht schrecklich — spricht es nicht das Urteil über unsere Zeit — daß Staatsgewalt es Menschen unmöglich macht, ihre alte Mutter zu besuchen? Auf den Friedhof zu gehen, auf dem der Bruder, die Schwester ihre letzte Ruhestätte finden sollen? Sich dort zum Sterben zu legen, wo sie geboren sind? Den Acker zu bestellen, den sie gerodet haben? Gibt denn irgendeine Moral das Recht, sich auf selbsterlittenes Unrecht zu berufen, um Unrecht zu rechtfertigen, das man anderen antut oder angetan hat? Bei allem, was Deutsche zu verantworten haben mögen — auch einem Deutschen gegenüber bleibt Unrecht Unrecht!

Jeder Deutsche muß sein Gewissen erforschen, ob er alles zu leisten bereit sei, was es kosten wird, zusammen mit unseren Brüdern drüben das gemeinsame Haus für alle zu bauen, die in einem Hause wohnen wollen.

Weltflüchtlingsjahr

Am 1. Juli hat Bundespräsident Prof. Dr. Heuss mit einer Fernsehansprache das Weltflüchtlingsjahr für die Bundesrepublik eröffnet. Es geht auf die Generalversammlung der Vereinten Nationen zurück, die beschloß, ein Jahr lang der Menschheit auf der ganzen Erde ins Bewußtsein zu rufen, daß es auf der ganzen Welt seit dem letzten Kriegsende rund 40 Millionen Flüchtlinge gibt, die ihre Heimat durch die politischen Ereignisse verloren haben.

12,5 Millionen davon leben in Deutschland, und jeden Tag kommen neue hinzu. Vieles ist getan worden, um ihnen zu helfen. Vieles muß noch getan werden. Wozu ein Jahr des Gedenkens an dieses Weltproblem in einem Lande wie Deutschland, wo jeder fünfte Mensch selbst Flüchtling ist und die anderen sich mit diesem Problem täglich konfrontiert sehen?

Einmal weil es gilt, auch in unserem Volk wieder einmal die Gewissen zu schärfen. Gewiß, vieles ist getan worden. Aber es geschah zu sehr auf dem Wege der Behörden und der Verbände. Die Menschen aber sind stumpf geworden. Sie haben vergessen, daß es in erster Linie ein menschliches Problem ist, daß zur Lösung der menschlichen Wärme bedarf. Die Flüchtlinge aber sollen wissen, daß sie nicht allein sind, die der Hilfe in der materiellen und geistigen Not bedürfen. Auch in Korea, Vietnam, Indien, Pakistan, der Türkei, Griechenland, Finnland, Marokko, Israel, Arabien, Algerien und Tunesien leben Menschen unter menschenunwürdigen Verhältnissen, weil sie zwischen die Mühlsteine der Politik und die Fronten der Mächtigen dieser Welt geraten sind.

Es gilt festzustellen, daß in den vergangenen Jahren viel getan wurde. In Deutschland durch das eigene Volk, wo mehr als 5,5 Millionen Arbeitsplätze und Häuser gebaut wurden. Ein Anfang ist damit immerhin gemacht, auf dem weitergebaut werden kann. In anderen Ländern ruht die Aufgabe aber allein auf den internationalen karitativen Organisationen, die sich hier mit Problemen herumschlagen müssen, die über ihre Möglichkeiten gehen. Deshalb der Appell an die Menschen in aller Welt, materiell und durch die Tat zu helfen, um schreckliche Not überall in der Welt zu lindern. Ein Aufruf, der auch an die Flüchtlinge geht, die wieder festen Fuß gefaßt haben, wenn schon nicht materiell, dann durch Ueberzeugung und tatkräftige Unterstützung zu helfen.

Freilich über alle Appelle zur Menschlichkeit und Karitas sollte der Gedanke nicht zu kurz kommen, durch die anzustrebende Politik zu verhindern, daß auch künftig Menschen ihre Heimat verlieren und auf die Flucht getrieben werden.

Menschen auf der Flucht, das ist das Symbol einer in Unruhe geratenen Welt. Es gilt dafür zu sorgen, daß die Ruhe wieder einkehrt und die Menschen endlich wieder eine Heimat finden und behalten.

Aus „Der Flüchtling", Bonn

AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

Celle

Bei ausreichender Beteiligung wollen wir am Sonntag, dem 6. September eine Busfahrt nach Göttingen durchführen. Abfahrt Celle (Museum) um 7.30 Uhr; Rückkehr gegen 22 Uhr. Fahrpreis DM 14,00. Es findet dort um 11 Uhr eine Gedenkfeier am Ehrenmal im Rosengarten statt, veranstaltet von der Landsmannschaft Ostpreußen in Göttingen und den Traditionsverbänden ostpreußischer Truppenteile. Danach Beisammensein im „Deutschen Garten". Für die Blumenrabatte am Ehrenmal können auf Bestellung kleine Sträuße mit Schleifen (Preis DM 1,20) in Auftrag genommen werden.

Anmeldungen für die Fahrt und Bestellungen für die Blumen baldmöglichst erbeten bei Bezirksleiter W. Gramsch, Celle, Waldweg 83, Tel. 47 34.

Flensburg

Wieder einmal war Kinderfest für die Kinder der ostpreußischen Familien der Stadt Flensburg in der Marienhölzung. Man versammelte sich am Eingang zur Marienhölzung und marschierte — mit Musik voraus — zur Gaststätte der Marienhölzung. Hier wurden nach einer kurzen Kaffeepause Wettspiele durchgeführt, an denen sich sogar die Kleinsten mit großem Eifer beteiligten. Alle Kinder erhielten laufend Süßigkeiten, einige erfreuliche Preise erhielten die Wetteifrigen und -eifrigsten, je nach Leistung. Omas und Opas, Vatis und Muttis und sogar einige Ostpreußen, die heute in der Sowjetzone wohnen und hier zu Besuch weilen, sahen den Kleinen bei ihren Spielen mit Interesse zu oder saßen bei Kaffee, Bier oder Schnaps bei herrlichem Sonnenschein im Freien, wobei die Musik fleißig altbekannte Weisen zu Gehör brachte. Als der Kleinbus der Verkehrspolizei mit dem sichtbaren Zeichen des Verkehrskaspers erschien, versammelte man sich im Pavillon, um dem mit viel Geschicklichkeit und Harmonie vorgetragenen Spiel des Verkehrskaspers zu folgen. Jung wie Alt ist bis zum Schluß spannend dem Treiben des Verkehrskaspers wie des Verkehrsteufels gefolgt, dabei mit Sicherheit auch einige Lehren für das eigene Verhalten im Verkehr auf der Straße gezogen. Als der Donner grollte, mußte man sich leider zu früh voneinander trennen, denn man wollte vor dem Regen wieder zu Hause sein.

Die nächste Monatsversammlung der Landsmannschaft Ostpreußen findet am 11. August ds. Js., 19.30 Uhr, im Blauen Saal des Deutschen Hauses statt, während der Dr. Kob einen medizinischen Vortrag halten wird.

Katlenburg

Eine sehr glückliche Lösung für einen wirkungsvollen Heimatabend unter dem Motto „Wie's daheim war" hatte die Ostpreußische Landsmannschaft durch eine Gemeinschaftsveranstaltung mit der Schulgemeinschaft der Siedlerschule Katlenburg gefunden, die auf der Katlenburg stattfand. Schon allein der Rahmen der alten Burgstätte bildete die geeignete Kulisse für das Vorhaben.

Unter der bewährten Stabführung Hermann Kirchners sang der Ostpreußenchor Northeim als Gast das Ostpreußenlied „Land der dunklen Wälder". Daß der Northeimer Ostpreußenchor künstlerisch-wertvolle Darbietungen liefert, bezeugt die Tatsache, daß auch der Rundfunk ihn zur Mitwirkung heranzog und die deutsche Esperanto-Vereinigung Schallplattenaufnahmen vornehmen ließ.

Der Leiter der Siedlerschule, Direktor Wittek, der bereits auf dem Burghof die ankommenden Gäste begrüßte und einen kurzen historischen Rückblick auf die Burganlage gegeben hatte, hieß in den Festräumen alle Teilnehmer herzlichst willkommen mit dem Wunsche eines harmonischen Verlaufs der Veranstaltung. „Der Sängergruß" — „Dunkle Giebel" und die für alle Vertriebenen so ansprechende Weise „Wenn ich den Wandrer frage" erklangen, durch die Northeimer Ostpreußen mit feinem Verständnis zu Gehör gebracht.

Hermann Bink-Göttingen, schon mehrfacher Vortragsgast in Katlenburg, wurde mit lebhaftem Beifall empfangen und erreichte durch die Rezitationen der ergreifenden Heimatballaden von Agnes Miegel einen großen Erfolg, der durch einen langanhaltenden Applaus Ausdruck fand. Weitere Chordarbietungen leiteten zum heiteren Teil des Programms über, der durch



Hermann Binks heitere Heimatscenen wahre Lachstürme auslöste und das Publikum in frohe Laune versetzte.

Die Schlußdarbietung der Schulgemeinschaft der Siedlerschule mit der Vorführung von Volkstänzen fand ebenfalls viel Anklang. Ein gemütliches Beisammensein bei Gemeinschaftsgesang und Tanz hielt die Besucher bis in die Morgenstunden in wahrhaft echter Lebensfreude zusammen.

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm, (23) Oldenburg (Old.), Gotenstraße 33

Liebe Turnschwestern! Liebe Turnbrüder!

Die üblichen Monatsnachrichten kann ich diesmal nicht bringen, da ich ins Krankenhaus mußte. Bald werde ich wieder ganz auf Deck sein.

Gut Heil zum Gruß!
Onkel Wilhelm

SV Lötzen stiftete Silberplaketten

Besonders rührig setzte sich wieder der SV Lötzen für die Wettkämpfe der Traditionsgemeinschaft der Leichtathleten aus den deutschen Ostgebieten ein, die im Rahmen der Deutschen Leichtathletikmeisterschaften in Stuttgart durchgeführt wurden. Die Lötzener stifteten vier Silberplaketten für die 4 mal 100 Meter Jugendstaffel, die im Vorjahre in Hannover von Ostpreußen in guten 45 Sekunden vor Pommern gewonnen wurde. Für den in diesem Jahre erstmalig durchgeführten Wettbewerb über 1000 Meter für Jugendliche wurde vom SV Lötzen ebenfalls eine Silberplakette zur Verfügung gestellt. Von der Landsmannschaft Ostpreußen wurde für die 1000 Meter der allgemeinen Klasse (Vorjahrssieger Hubert Radtke vom BuEV Danzig in 2:31,2) neben dem ewigen Wanderpreis ein persönlicher Ehrenpreis bereitgestellt. Auch die anderen Landsmannschaften, die Stadt Stuttgart und die Stuttgarter Sportzeitung „Sportbericht", dessen Chefredakteur W. Zarth vor Jahren sportlich aktiv in Königsberg tätig war, beteiligte sich an der Hergabe von Ehrenpreisen neben den bereits traditionellen der einzelnen Landsmannschaften.

Eltern suchen ihre Kinder

Tausende ostpreußische Eltern und Angehörige suchen noch immer ihre Kinder, die seit der Vertreibung aus der Heimat verschollen sind. Wer Auskunft geben kann, schreibe bitte sofort an den Kindersuchdienst Hambug-Osdorf, Blomkamp 51, unter Angabe von Namen, Vornamen, Geburtsdatum und Ort des Kindes sowie die gleichen Angaben der Angehörigen und ihre Heimatanschrift von 1939. Landsleute, helft mit, das Schicksal der Vermißten aufzuklären.

Aus **Groß-Ottenhagen**, Kreis Samland, werden die Geschwister: Jürgen Tiedemann, geboren am 17. Februar 1943, Doris Tiedemann, geboren am 12. Mai 1940 und Ullrich Tiedemann, geboren am 16. März 1938, alle in Königsberg/Preußen geboren, gesucht von ihrer Großmutter Berta Tiefensee, geborene Moldehn, geboren am 11. August 1886 in Königsberg. Die Geschwister Tiedemann wurden im Mai 1945 in Wanzlitz/Mecklenburg gesehen.

Aus **Gurkeln**, Kreis Sensburg, wird Horst-Günther Sareyka, geboren am 17. März 1936, gesucht von seiner Mutter Ella Sareyka, geborene Dudda, geboren am 10. Juli 1914. Horst-Günther Sareyka kam von Gurkeln aus nach Treuburg in ein Waisenhaus und von dort wurde dieses Waisenhaus ins Sudetenland verlegt.

Aus **Heilsberg**, wird Eckhard Klaffki, geboren im August 1943, gesucht von seiner Tante Lucia Reimann. Eckhard Klaffki kam 1946, nach dem Tode seiner Mutter und seiner Großmutter, mit einem Transport bis Thorn (Westpreußen). Der Junge hat blaue Augen, blondes Haar und ein Muttermal auf einem Knie.

Aus **Königsberg**, Barbarastraße 70, wird Gudrun Greil, geboren am 22. September 1943 in Königsberg, gesucht von ihrem Vater Kurt Greil, geboren am 7. November 1916. Die Mutter des Kindes ist im Januar 1946 verstorben. Danach soll das Kind in ein Waisenhaus in Königsberg gekommen sein.

Aus **Birkenhöhe**, Kreis Angerburg, wird Hannelore Meyer geb. 13. Juni 1937, gesucht von ihrem Vater Richard Meyer, geb. 23. März 1904. Hannelore soll sich zuletzt in einem Kinderheim in Heilsberg-Ostpreußen befunden haben.

Aus **Cavern** bei Kreuzburg, Kreis Preußisch Eylau, wird Heinz Dieter Hennig, geb. 6. Januar 1943, gesucht von seiner Tante Anneliese Feierabend, geb. 15. Februar 1929. Die Mutter, Hanna Hennig, geb. Feierabend, geb. 25. April 1926 und die Tante Gerda und Eva Feierabend, sowie die Großmutter, Anna-Luise Feierabend, geb. Fröse, werden ebenfalls noch gesucht.

Aus **Groß-Preußenwald**, Kreis Gumbinnen, werden die Geschwister Siegfried Hetz, geb. 15. März 1944, Gerhard Hetz geb. 22. November 1939, und Erna Hetz, geb. 22. Januar 1937, gesucht von ihrem Bruder Kurt Hetz, geb. 24. Dezember 1932. Die Mutter der Kinder, Martha Hetz, geb. Schleninger, wird ebenfalls noch vermißt.

Aus **Gilgenau**, Kreis Osterode, wird Edith Grabowski, geb. 24. Juli 1939, gesucht von ihrem Vater Otto Grabowski, geb. 12. Januar 1908.

Aus **Bollendorf**, Kreis Rastenburg werden die Geschwister Heinz Bahlke, geb. 26. April 1941, Helga Bahlke, geb. 27. Februar 1938 und Siegfried Bahlke, geb. 18. Oktober 1937, gesucht von ihrer Mutter Martha Bahlke, geb. 10. April 1910 in Wickau. Die Geschwister Bahlke blieben seinerzeit im Waisenhaus Maxheim zurück. Von dort sollen sie in das Waisenhaus Bartenstein gekommen sein.

Aus **Dittauen**, Kreis Memel, wird Hildegertrud Glaszes, geb. 3. August 1939, gesucht von ihrer Mutter Katarina Glaszes. Auch der Bruder, Willy Glaszes, geb. 22. Juli 1932, wird noch vermißt.

Aus **Fließdorf**, Kreis Lyck, werden die Geschwister Ursel Konopka, geb. 12. November 1944 und Bruno Konopka, geb. 8. Dezember 1934, gesucht von ihrer Tante Helene Gutowski, geb. Gryzik, geb. 19. April 1915. Die Geschwister Konopka wurden im November 1944 mit ihrer Mutter Anna Konopka nach Allenstein-Ostpreußen evakuiert.

Aus **Gilgenburg**, Kreis Osterode, Markt 10, werden Fredi Jesussek, geb. 20. Februar 1943 und Heinz Jesussek, geb. 5. März 1938, gesucht von ihrem Vater Fritz Jesussek, geb. 24. Februar 1912 in Brodau. Die Mutter der Brüder Jesussek, Magda Jesussek, geb. Schneider, geb. 9. April 1918 in Ortelsburg, wird ebenfalls noch gesucht.

Aus **Groß-Schiemanen**, Kreis Ortelsburg, werden die Geschw. Edith Weldt, geb. 20. August 1941 und Helmut Weldt, geb. am 20. Juli 1935, gesucht von ihrem Vater Gottlieb Weldt.

Aus **Güntersruhm**, Kreis Plöhnen, wird Erna Dreher, geb. 2. Januar 1939, gesucht von ihrem Vater Adolf Dreher, geb. 26. April 1902. Auch die Mutter Emma Dreher, geb. Bethke, geb. 28. Februar 1903 wird noch vermißt.

Aus **Königsberg**, wird Waltraut Vanhoefen, geb. 7. September 1939, gesucht von ihrem Vater Max Vanhoefen, geb. 4. Febr. 1910. Waltraut erkrankte auf der Flucht an Diphterie und kam in das Infektionskrankenhaus Swinemünde. Von dort soll sie nach dem 12. März 1945 angeblich nach Greifswald gegekommen sein.

Aus **Königsberg**, Artilleriestr. 26, werden die Brüder Wischnewsky, und zwar: Harry, geb. 21. März 1943, Horst geb. 7. Juli 1940 und Waldemar, geb. 13. Oktober 1937, gesucht von ihrem Vater Max Wischnewsky. Die Brüder Wischnewsky kamen 1947 in ein Waisenhaus in Königsberg.

Aus **Königsberg**, Cranzer-Allee 96, werden die Geschwister Ulrich Wiemer, geb. 20. April 1941, sowie Christa, Siegfried und Karin-Elsa Wiemer, gesucht von ihrer Tante Anna Marzian, geb. 11. Februar 1885. Die Mutter der Geschwister Wiemer, Margarete Wiemer, geb. Okel, geb. 3. Januar 1903, wird ebenfalls noch gesucht.

Aus **Königsberg**, Haberberger Neue Gasse 23, werden die Brüder Manfred Allenstein, geb. 17. Juli 1941 und Günther Allenstein, geb 3. April 1937, gesucht von ihrem Onkel Josef Bange. Manfred und Günther Allenstein sind im August 1945 in ein Krankenhaus nach Gerdau-Ostpreußen gekommen.

Aus **Königsberg**, Domtauerweg 19, wird Gisela Roew, geb. 1942, gesucht von ihrer Tante Gertrud Birth, geb. 29. Oktober 1897. Gisela wird zusammen mit ihrer Großmutter, Frau Günther vermißt.

Aus **Königsberg**, Oberhaberberg, Kinderheim Katharina, wird Dora Hinz bzw. May, geb. 1. 6. 1939, gesucht von ihrer Mutter, Herta Hinz, geb. May. Dora Hinz bzw. May war 1946 im Waisenhaus Heilsberg untergebracht.

Aus Gut **Kilgis** bei Kreuzburg, Kreis Preußisch Eylau, wird Renate Reuter, geb. 18. 10. 1939, gesucht von ihrer Adoptivmutter, Charlotte Reuter, geb. Hofmann, geb. 6. 11. 1903.

Dringend gesucht werden die Angehörigen der nachfolgend genannten ehemaligen Wehrmachtangehörigen, über die beim DRK-Suchdienst München Totmeldungen vorliegen:

Wilhelm Vogtländer, Gefreiter, geb. am 12. 9. 1912. Beruf: Schlosser. Heimatanschrift: Danzig, Wollgasse 3;

Martin Zabries, geb. am 28. 2. 1907. Angehörige: Frau Gertrud Zabries, geb. Strunkelt, Ruhs, Kreis Heydekrug (Ostpreußen).

Die gesuchten Angehörigen werden gebeten, sich umgehend mit dem Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes, München 13, Infanteriestr. 7 a, in Verbindung zu setzen.

Gefallene Wehrmachtsangehörige

Für nachstehend aufgeführte Wehrmachtsangehörige werden die Angehörigen gesucht. Anfragen und Mitteilungen zu dieser Liste sind unter Angabe von Namen und Vornamen des Gemeldeten an den Suchdienst München, Rundfunkauskunft, München 13, Infanteriestr. 7 a, zu richten.

Hieronimus Rogall, geb. 12. 2. 1886, oder 10. 2. 1886. Heimatanschrift: Danzig Langfuhr.

Hans Sanntag, geb. 1904—1907 in Königsberg (Ostpr.). Dienstgrad Hauptmann, Truppenteil: Fest. Nachr. 732. Heimatanschrift. Königsberg.

Franz Sieraszewski, geb. 14. 10. 1923 in Kgl. Salesch. Erkennungsmarke: 67 28, 2. St.-Kp.,Ers.-Btl. 355. Mutter: Leokadia Sieraszewski, früher wohnhaft in Kgl. Salesch Kr. Graudenz (Westpr.).

Hedwig Siebrandt, geb. unbekannt, vermutlich DRK-Schwester, aus Königsberg (Ostpr.), Schönstraße 13.

Johann Scheffler, geb. 5.12.1910 in Heinrichsdorf. Heimatanschrift: Mühlen, Kr. Osterode (Ostpr.).

Herbert Schiemann, geb 24. 3. 1910 in Schlonz. Ehefrau: Hildegard Schiemann, Bromberg, frühere Robert-Ley-Straße 7.

Kurt Schlapp, geb. 28. 3. 1922 in Ebenhausen. Heimatanschrift: Kurschen/Schloßberg.

Hermann Schmidt, geb. 1907. Schwager: G. Nielke, Allenstein, Hermann-Balk-Straße.

Alois Spearoch, geb. 4. 11 1911 in Danzig. Dienstgrad: Pz.-Gren.